DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

10. Jahrgang – Heft 5 **Deutschland-Ausgabe** Juni 1960 Preis 10 Pf – Verlagsort Frankfurt a. M. / D 2442 E

Foto: Time-Life International

Zurück zum Kalten Krieg?

Die Diskussion an den Hochschulen nach dem 16. Mai

Was William S. Schlamm und anderen Roll-Back-Demagogen in monatelangen Kreuzzügen von Universität zu Universität — von momentanen Erfolgen abgesehen — nicht gelungen ist, das hat der sowjetische Parteichef an einem Nachmittag vollbracht: die Studenten der Bundesrepublik sind aus ihrer politischen Lethargie erwacht.

Im Zuge der allgemeinen politischen Beruhigung nach dem Abklingen der Ungarn-Suez-Krise hatten auch die Studenten sich wieder in ihren „Elfenbeinturm" verkrochen, aus dem selbst die Parolen des jüngsten deutschen Studententages sie nicht hervorzulocken vermochten.

Noch in der Mai-Ausgabe des DISKUS konnte Clemens Hosskirch in seinem Artikel „Die Rolle der Studentenpresse heute" der Mehrzahl der Studenten zu recht politische Indifferenz vorwerfen. Ein Vorwurf, der durch einen Bericht unserer Berliner Korrespondentin bestätigt wurde. Zwei Tage vor Beginn der „Gipfelkonferenz" schrieb sie: „Über die Zeit nach dem 16. Mai scheint sich hier niemand ernstlich Gedanken zu machen. In den Hörpausen unterhält man sich über neue Prüfungsbestimmungen oder über die Überfüllung." Und das in Berlin! der Stadt, deren Schicksal in Paris zur Diskussion stand und deren Studenten in der Vergangenheit im allgemeinen größere Aufgeschlossenheit für Politik bewiesen haben als ihre Kommilitonen diesseits von Helmstedt.

Selbst am Tag des Konferenzbeginns war ein besonderes politisches Interesse der Studenten nicht zu verspüren — weder in Berlin noch in Westdeutschland. An den in zahlreichen Universitätsstädten vom Kuratorium „Unteilbares Deutschland" veranstalteten Kundgebungen beteiligten sich bestenfalls 10 Prozent der Studenten — obwohl die Hochschulverwaltungen für die Zeit der Kundgebungen die Vorlesungen ausfallen ließen.

Aber diese Indifferenz schlug um in fieberhafte Erregung, als die Pariser Ereignisse bekannt wurden.

Das Säbelrasseln des ukrainischen Cholerikers, der durch sein Verhalten zu Vergleichen mit historischen Diktatoren geradezu herausforderte, hat die Müden und Satten aus ihrer notorischen Gleichgültigkeit aufgeschreckt — in ganz besonderem Maße natürlich die Studenten.

Während der ersten Tage nach dem Pariser Donnerwetter sah man an allen Universitäten erstmals seit Jahren wieder lebhaft diskutierende Gruppen von Studenten. So, wie Chruschtschow durch seine Drohungen die westlichen Alliierten plötzlich all ihre Gegensätze vergessen ließ, hat er auch die rivalisierenden politischen Studentengruppen daran erinnert, daß die Ideen, die sie miteinander verbinden, stärker sind, als ihre Differenzen. Anhänger aller politischen Parteien waren sich jedenfalls einig in der Verdammung des neuen sowjetischen Kurses.

Indem Chruschtschow keine Zweifel an seinen imperialistischen Absichten ließ, hat er auch den Studenten klargemacht, daß ihre Freiheit nicht für alle Zeiten garantiert, sondern im Gegenteil von zwei Seiten bedroht ist: Durch die Divisionen der „Weltrevolution" von außen — und durch all jene para-faschistischen Gruppen im Westen, die — bei allem vordergründigen „Anti-Kommunismus" — derselben totalitären Ideologie huldigen wie die Gewaltigen des Kreml und die in ihrer Forderung nach einer aggressiven Politik nun leider neuen Auftrieb erhalten haben.

Doch die Studenten der Bundesrepublik sollten Herrn Chruschtschow nicht den Gefallen tun, seinen Sprung zurück in den Kalten Krieg mitzumachen.

Die westdeutsche Studentenschaft, die vom Scheitern der Pariser Konferenz ebenso enttäuscht ist wie die Studenten überall in der Welt sollte sich nun erst recht mit all den Kräften verbünden, die in einer echten Entspannung die einzige Alternative zum nuklearen Inferno sehen. Zu diesen Kräften zählen vor allem die Studenten — in Westeuropa, Amerika, Afrika und Asien — aber auch in der Sowjetunion, in Polen und Jugoslawien.

Wir haben Grund daran zu zweifeln, daß die jungen Intellektuellen in den Ländern des „sozialistischen Lagers" sich ausnahmslos von dem in Paris offen ausgebrochenen irrationalen Haß ihres „Führers" anstecken lassen werden. Im Gegenteil: Durch seine Maßlosigkeit dürfte Chruschtschow selbst überzeugte Kommunisten gegen seine Atom- und Raketen-Politik mobilisiert haben.

Mit diesen Anhängern des Prinzips der Verständigung, die sich vor allem unter den Intellektuellen und unter den Studenten finden werden, sollte der Westen weiter im Gespräch bleiben.

Für den Bereich der Hochschulen bedeutet das: Die bestehenden Kontakte zu den Studentenorganisationen der Ostblockstaaten sollten jetzt nicht, wie einige Heißsporne es fordern, abgebrochen, sondern trotz aller ideologischen Gegensätze weiter ausgebaut werden.

Ludolf Ernst

Die Forderungen der Industrie an die Hochschulen

Überraschende Übereinstimmung beim 4. „Gespräch zwischen Wirtschaft und Wissenschaft"

„Wirtschaft und wissenschaftliche Bildung" lautete das Thema des 4. „Gesprächs zwischen Wirtschaft und Wissenschaft", zu dem der Bundesverband der Deutschen Industrie Professoren und Vertreter der Wirtschaft nach Bremen eingeladen hatte. Die Gesprächsteilnehmer beschäftigten sich in erster Linie mit der Frage, was die Wirtschaft von den Hochschulen und den wissenschaftlichen Forschungsstätten erwarte. In einer Reihe von Punkten ergaben sich überraschende Übereinstimmungen zwischen Professoren und Wirtschaftspraktikern.

Im Gegensatz zu der weitverbreiteten Ansicht, die Wirtschaft dränge auf Spezialisierung und degradiere die Universitäten zu Fachschulen, forderte der Generaldirektor der Oberhausener Gutehoffnungshütte, Dr. Hermann Reusch, die Hochschulen auf, Menschen zu bilden, in denen die Synthese zwischen Fach- und Allgemeinwissen so verkörpert sei, daß sie den Möglichkeiten und Anforderungen ihres Berufs ebenso gewachsen seien wie den Führungsaufgaben, die an sie herantreten werden. Daher müsse es die Voraussetzung jedes fachwissenschaftlichen Studiums sein, sich selbst und seine Fähigkeiten in größere Zusammenhänge einzuordnen. Während aber Dr. Reusch grundsätzlich die wissenschaftliche Schulung des wirtschaftlichen Führungsnachwuchses befürwortete, warnte Bankdirektor Dr. Hans Janberg vor der Verwissenschaftlichung unseres Lebens: „Unternehmerpersönlichkeiten von Format, leitende Männer in den Betrieben, wachsen unabhängig von wissenschaftlicher Erziehung heran. Was sie brauchen, lernen sie ganz von selbst." Wie man durch eine Überdosis von Medikamenten nur Schaden anstifte, werde die Entwicklung der unternehmerischen Fähigkeiten durch allzugroße Wissensanreichung beeinträchtigt.

Man solle sich vor allem darum bemühen, das Niveau der Bildung allgemein zu heben, und zwar von der Volksschule über Berufs-, Fach- und Oberschule bis zur Hochschule. „Die sinkende Qualität des Durchschnitts können auch die besten leitenden Angestellten nicht kompensieren." Diese Forderung Dr. Janbergs führte zur Erörterung der Frage, in welchem Maße die Verbesserung der Durchschnittsbildung und -schulung der Jugend zur Verbreiterung der Elite führen könne.

Zur besseren Grundbildung gehöre — darin waren sich die Gesprächspartner einig — die Kenntnis von Fremdsprachen. Professor Dr. Wilhelm Felgentraeger, Hamburg, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, sagte: „Es dürfte keine akademische Prüfung mehr geben, ohne daß die Prüflinge sich nicht in einer der großen Weltsprachen ausweisen müssen." Dr. Reusch, der die Studierenden dringend zu langfristigen Auslandsaufenthalten aufforderte, bedauerte, daß heutzutage auch innerhalb der akademischen Jugend jedes Risiko weitgehend abgelehnt werde und daß das Sicherheitsverlangen wie eine Barriere vor der mit Risiko und Schweiß verbundenen Erfolgschance stehe.

(DISKUS/df)

Nach der Spaltung des SDS

Ein zweiter sozialistischer Studentenverband bemüht sich um die Gunst der SPD

Der Sozialistische Deutsche Studentenbund ist gespalten. Seit Anfang Mai besteht neben ihm ein zweiter sozialistischer Studentenverband: der Sozialdemokratische Hochschulbund. Die Entscheidung fiel in den Tagen um den 8. Mai. In Bonn erklärten die Vorstände der Landesgruppen Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen für ihre Person den Austritt aus dem SDS. Eine Reihe von Mitgliedern folgte diesem Beispiel. Ein Sprecher der Hochschulgruppe Bonn, der für die Abtrünnigen auftrat, begründete diesen Schritt mit der zunehmenden Entfremdung zwischen den „verantwortungsbewußten demokratischen Sozialisten" und den „radikalen Kräften". Am darauffolgenden Montag ging sodann die Gründungsversammlung des neuen „Sozialdemokratischen Hochschulbundes" (SHB) über die Bühne. An der Gründung des neuen Verbandes beteiligten sich die bereits bestehenden SHB-Gruppen Saarbrücken und Heidelberg, die durch Mehrheitsbeschluß ihrer Mitglieder aus dem SDS ausgetretenen Gruppen Bonn und Düsseldorf, die Vorstandsmitglieder der Landesverbände Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen und einige Einzelgänger.

Der erste Vorsitzende des neuen Bundes, der in Bonn studierende Jürgen Maruhn, und seine beiden Stellvertreter, die Studenten Henckel aus Saarbrücken und Ritter aus Berlin, erläuterten auf einer geschickt aufgezogenen Pressekonferenz die vorläufigen Ziele: Der SHB steht demnach „auf dem Boden des parlamentarischen und sozialen Rechtsstaates". Er bekämpft totalitäre Bestrebungen und fordert das Selbstbestimmungsrecht für alle unterdrückten Völker. Die Landesverteidigung wird ebenso bejaht wie das Recht auf Kriegsdienstverweigerung. Seine wichtigste Aufgabe sieht der Verband in der Hochschulpolitik. Er kommt damit einer Forderung des stellvertretenden SPD-Vorsitzenden Waldemar von Knoeringen nach, der den SDS auf dessen letzter Delegiertenkonferenz in Göttingen aufgefordert hatte, sich intensiver mit hochschulpolitischen Fragen zu beschäftigen. „Wir halten nichts von aufwendigen Kongressen einflußloser Leute über große Politik." Das ist die klare Absage an Veranstaltungen wie den Berliner und den Frankfurter Kongreß und die aus Pankow unterstützte Aktion „Ungesühnte Nazijustiz", die der SPD in den vergangenen Jahren so sehr geschadet haben.

Unterschwelliger Ärger spielte dennoch mit. Die „konkret"-Anhänger konnten an verschiedenen Hochschulen bis zum heutigen Tage mangels erforderlicher Mehrheit nicht aus dem SDS ausgeschlossen werden. Der Saarbrücker SDS-Vorsitzende und Rheinland-Pfälzische Landesvorsitzende Gerhard Lamprecht, den die SPD wegen nachgewiesener Ostkontakte ausgeschlossen hat, gehört immer noch dem SDS an. Die „kommunistische Unterwanderung" des SDS ist ein weiteres Argument der Neugründer: „Wir hatten nicht mehr Lust, uns als Feigenblatt für diese Infiltrationen mißbrauchen zu lassen."

Angesichts solcher Anschuldigungen hat der SDS-Bundesvorstand einen schweren Stand. Wenige Stunden nach der Pressekonferenz des neuen Verbandes kreuzten SDS-Bundesvorsitzender Günter Kallauch und SDS-Pressereferent Heinz Grossmann in der Bundeshauptstadt auf, um zu kitten, was nicht mehr zu kitten war. Den „Spaltern" warf der SDS Satzungsbrüche und Täuschungen vor. Die Gründer des SHB wurden beschuldigt, sich nicht an die Absprachen von Göttingen gehalten zu haben. Statt sich abzusondern, hätten die ausgeschiedenen SDS-Mitglieder die Einberufung einer außerordentlichen Mitgliederversammlung beantragen sollen.

Eine These des SDS-Bundesvorsitzenden klingt indessen wenig glaubhaft: Der SDS sei durch die Entwicklung der letzten Tage völlig überrascht worden. Das kann schon deswegen nicht sein, weil die ersten Vorverhandlungen zur Gründung des neuen Verbandes bereits vom 10. bis zum 13. April in Saarbrücken stattfanden. Damals war auch der SDS-Außenreferent Reinhard Hoffmann eigens aus Paris angereist, um den bestehenden Sozialdemokratischen Hochschulbund Saarbrücken zur Rückkehr in den Gesamtverband des SDS zu bewegen. Hoffmann hatte einen fertigen Kompromißvorschlag im Gepäck, der allerdings vom SHB Saarbrücken nicht akzeptiert wurde.

Wie dem auch sei: Ressentiments und persönliche Differenzen haben zumindest im gleichen Ausmaß Anteil an der Auseinandersetzung im SDS wie ideologische Meinungsverschiedenheiten. Die pauschale Verdammung des SDS durch den SHB als „kommunistisch unterwandert" und „radikal" kann nicht überzeugen; ebensowenig der Versuch des SDS-Bundesvorstandes, die Spaltung als das Werk der radikalen Gruppe um Hüller und seine „konkret"-Adepten hinzustellen. Richtig ist zwar, daß der frühere Bundesvorsitzende Hüller versucht hat, sich an der Neugründung zu beteiligen. Er begenete jedoch dem energischen Widerstand der SHB-Gründer, die politisch mit Erler, Brandt und Mommer sympatisieren.

Erklärungen und Gegenerklärungen in den Tagen seit dem 8. Mai haben manche Widersprüche aufgedeckt. So bezifferte der neue Verband die Zahl seiner Mitglieder mit 320, die Zahl der angeschlossenen Hochschulgruppen mit 14. Der Bundesvorsitzende des SDS, Kallauch, weiß hingegen nur von 4 Gruppen und rund 120 Mitgliedern zu berichten, die zum SHB übergetreten sein sollen.

Auch in der „Baracke", beim Parteivorstand der SPD, hielt man sich zunächst an den Grundsatz: Nichts Genaues weiß man nicht. Die Reaktionen auf die Nachricht von der Neugründung reichen dennoch von unverhohlener Freude bis zu bitterer Kritik. Ulrich Lohmar, früher selbst im SDS aktiv, bedauert die Spaltung und wünscht die baldige Gründung eines einheitlichen Verbandes. Der Kreis in der Bundestagsfraktion um Mommer und Menzel betrachtet den neuen Verband mit „wohlwollender Neutralität". Der SPD-Parteivorstand will erst noch abwarten. Ende Mai soll über den Antrag des SHB, von der Partei als sozialdemokratische Gruppe anerkannt zu werden, entschieden werden. Bis dahin hat Waldemar von Knoeringen seine jugendlichen Freunde zum Nachsitzen verdonnert: Sie sollen erst ein diskussionswürdiges Programm erarbeiten, bevor die Partei sich äußert.

Ralph Linder

Presseerklärung des SDS Frankfurt

Als eine der größten sozialistischen Studentengruppen verurteilt die Gruppe Frankfurt des SDS die verantwortungslose Absplitterung vom Verband.

Als die SDS-Mehrheit die extremistische „konkret"-Gruppe ausschaltete, standen die jetzigen Spalter im Bündnis mit den Anhängern von „konkret". Dennoch sind die Spalter unverfroren genug, den SDS als kommunistisch zu diffamieren, an dessen Spitze ein Student steht, der für seine sozialdemokratische Überzeugung mit acht Jahren kommunistischem Zuchthaus bezahlen mußte.

Die Gruppe Frankfurt des SDS fordert alle Sozialdemokraten und unter ihnen die zahlreichen ehemaligen SDS-Mitglieder auf, den SDS in seiner Arbeit für Demokratie und Sozialismus verstärkt zu unterstützen. **gez. A. Schmidt**

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Politik als Pflichtfach?

Der regierende Bürgermeister von Berlin sagte in seiner Begrüßungsansprache vor dem VI. Deutschen Studententag in Berlin, daß er die Forderung des Verbandes Deutscher Studenten „Mut zur Politik" für unzureichend halte — „Pflicht zur Politik" sei ihm lieber.

Er hat recht.

Eine Demokratie kann ohne die dauernde Mitarbeit ihrer Bürger nicht funktionieren; macht sich der Bürger diese Aufgabe allzuleicht und überläßt er die politische Arbeit ausschließlich der Regierung und den Parteien, dann braucht er sich nicht zu wundern, wenn aus einer Demokratie eine Diktatur wird, und aus ihm, dem Bürger, ein Untertan: Stimmvieh für befohlene Abstimmungen und Kanonenfutter für befohlene Kriege. Die Demokratie ist ohne eine politisch interessierte und aufgeschlossene Bevölkerung nicht lebensfähig. Politische Bildung ist darum eine Existenzfrage.

Daß die Geschicke eines Volkes von seiner geistigen Elite weitgehend bestimmt werden, hat sich inzwischen herumgesprochen. Und daß zu dieser Elite die Akademiker und die Studenten gehören — sie aber keineswegs ausschließlich bilden! — ist auch bekannt. Diese führende Schicht muß — eben weil sie den Ton angibt — besonders stark an die politischen Fragen herangebracht werden — an die weltpolitischen Probleme ebenso wie an die Fragen des Alltags.

Ist man sich auch über das Ziel einig, über den Weg dorthin gehen die Meinungen weit auseinander. Soll man besondere Lehrbeauftragte oder gar Professoren anstellen für die Wissenschaft von der Politik? Werden die Studenten dann zu diesen Vorlesungen auch hingehen, oder muß man sie dazu zwingen, indem man die politischen Vorlesungen zu Pflichtvorlesungen macht und Prüfungen in diesem Gebiet abhält? Die Erfahrungen mit dem „Gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium" in der Sowjetzone zeigen, daß diese Methode selbst dann noch zu politischer Aufgeschlossenheit führt, wenn man den politischen Unterricht zur Partei- und Dogmenschule degradiert.

Oder soll der politische Unterricht in das Angebot allgemeiner Vorlesungen eingereiht werden? Aber das geht sicher nicht, schon weil mancher Dozent erst braun und dann rot war und nun ein farbloser Demokrat ist.

Besser wäre es, wenn die politische Bildung von der Studentenschaft selbst getragen würde. Hier wäre eine Aufgabe für die politischen Studentengruppen. Sie sollten sich nicht darauf beschränken, im kleinen Kreis zu diskutieren, sondern sie sollten, mit allgemeininteressierenden Themen und vielleicht auch mit bekannten Persönlichkeiten, in die großen Hörsäle und Auditorien gehen. Es ist unverantwortlich, wenn an einigen Universitäten Westdeutschlands die politisch orientierten Studentenvereinigungen von der Hochschulleitung in ihrer Arbeit behindert werden, indem sie nicht plakatieren dürfen oder ihre Veranstaltungen — wie in München und Hannover — nicht in hochschuleigenen Räumen durchführen dürfen.

Freilich können solche Veranstaltungen auch von der Studentenvertretung organisiert werden. Das „Politische Forum" des AStA der FU sei hier als Beispiel genannt. Der Widerstand einiger Rektoren gegen jede politische Aktivität der Studenten, soweit sie Kritik an der Regierung bedeutet, steht dieser Aufgabe im Wege. Wir brauchen eine politisch interessierte und aktive Studentenvertretung. Eine politisch ausgerichtete oder gar an eine Partei gebundene Studentenvertretung ist jedoch ein Unding. Auswüchse lassen sich auf andere Weise als durch Verbote beheben. Die verbotsfreudigen Universitätsverwaltungen merken nur leider nicht, daß sie auf politischem Gebiet noch weit instinktloser handeln als die von ihnen gemaßregelten Studenten!

Wie nötig eine breit aufgebaute politische Bildungsmöglichkeit ist, zeigt ein kleines Beispiel: ein Rundfunkreporter fragte einen Jurastudenten im höheren Semester, was er vom Bundeskultusminister halte und der gab zur Antwort, er könne sich noch kein Urteil erlauben, denn er habe sich mit dieser Person noch nicht beschäftigt. Andererseits hat der „Fall Schlüter" bewiesen, daß die deutschen Studenten, obwohl sie die Fakten der Tagespolitik nicht kennen, im entscheidenden Moment richtig und schnell reagieren. Die jüngsten Ereignisse in Südkorea und der Türkei zeigen, daß auch in anderen Ländern die Studenten in die politischen Verhältnisse ihres Landes eingreifen. Für uns ist die Politik nicht nur eine Frage des Mutes, sondern sie ist auch die erste Pflicht des Bürgers. Also auch die des Studenten.

Hermann Müller

Neuer Hochschulführer

Der DEUTSCHE HOCHSCHULFÜHRER 1960/61, herausgegeben vom Verband Deutscher Studentenschaften, ist soeben neu erschienen.

Er enthält die neuesten amtlichen Angaben aller Universitäten, Hochschulen und Akademien des Bundesgebietes und West-Berlins und unterrichtet über Studium, Lehrkörper, Studienkosten, Examina, soziale und wirtschaftliche Hilfeleistungen — insbesondere die Förderungsmaßnahmen nach dem Honnefer Modell — und viele andere Fragen des gesamten Hochschullebens.

Deutscher Hochschulführer, Stollfuß Verlag Bonn, 240 Seiten, DM 4,50.

SBZ: Ohne Eid kein Studium

Berlin (IWE). Vom Studium an allen Universitäten und Hochschulen der Sowjetzone ausgeschlossen hat der Disziplinarausschuß der Technischen Hochschule für Chemie, Leuna-Merseburg, den 20jährigen Studenten Siegfried Hahnemann. Hahnemann hatte sich als Teilnehmer eines militärischen Lehrganges der Studenten bei der „Nationalen Volksarmee" geweigert, den Eid abzulegen. Er habe damit nicht nur seine „politisch-ideologische Unreife und seine feindliche Einstellung zur Politik der Regierung" bewiesen, sondern auch „das Ansehen der Hochschule als einer sozialistischen Bildungsstätte effektiv geschädigt".

Hierzu Artikel 4, Absatz 1, Satz 1, der „Verfassung der DDR":

„Alle Maßnahmen der Staatsgewalt müssen den Grundsätzen entsprechen, die in der Verfassung zum Inhalt der Staatsgewalt erklärt sind."

Ferner: „Die Staatsgewalt hat die persönlichen Freiheitsrechte des Bürgers zu respektieren und zu garantieren: die Gleichberechtigung vor dem Gesetz, die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Recht auf freie Meinungsäußerung, das Versammlungsrecht, das Recht, Gesellschaften und politische Parteien zu bilden."

(Grotewohl in einer Rede am 22. Oktober 1948 auf der 5. Sitzung des „Deutschen Volksrates".)

Leserbrief

Lieber DISKUS!

Am 9. 5. verteilte der „Hochschulring der Katholischen Studierenden Jugend im Bund Neudeutschland" (ND) in Marburg ein Flugblatt, in dem er den AStA-Referenten für Ostkontakte, Horn, angriff, weil dieser „Funktionäre" aus der SBZ eingeladen hatte. Da die Organe der Studentischen Selbstverwaltung von diesem Unternehmen Abstand genommen hatten, stellte Herr Horn den „Ring freier Studenten" als offiziellen Gastgeber vor. Dazu hatte Herr Horn den „Ring freier Studenten" leider überrumpeln müssen — vermutlich, um die Universität nicht lächerlich machen zu müssen. Der ND forderte die Presse auf, diese „skandalösen" Ereignisse publik zu machen.

Der Marburger Vorfall wäre für die Frankfurter Universität ohne Interesse, wenn nicht auch hier vor zwei Jahren sich schon das Gleiche, mit ebendemselben pikierten Echo, abgespielt hätte. Aber auch das wäre ein historisches Faktum.

Nicht am Rande aber liegen die Zähne, die sich der DISKUS in seinen letzten Nummern am Problem „Ostkontakte" ausbeißen mußte.

Der eigenmächtige Abdruck eines DISKUS-Artikels in der Hallenser Universitätszeitung und die haltlose Anprangerung des DISKUS als prokommunistisch im „Rotbuch" des Barzelschen „Rettet die Freiheit"-Vereins, haben den DISKUS ins rote Licht gesetzt. Und das bedeutet heutzutage politische Ächtung.

Klaus Scheunemann hat in seinem Artikel (April 60) richtig gedeutet, welches Interesse die Barzel-Bewegung daran haben könnte, auch den DISKUS anzuröten, der als liberal, wenn auch gesund kritisch, bekannt ist.

Im modernen Bullemann-Spiel (Wer hat Angst vorm roten Mann?) geht es halt nicht nur darum, jede bereitwillige, wenn auch noch so kritische Auseinandersetzung mit dem Osten als „bösen Kommunismus" unmöglich zu machen, sondern auch um das Kaltstellen jedes politisch nicht exakt Ausgerichteten.

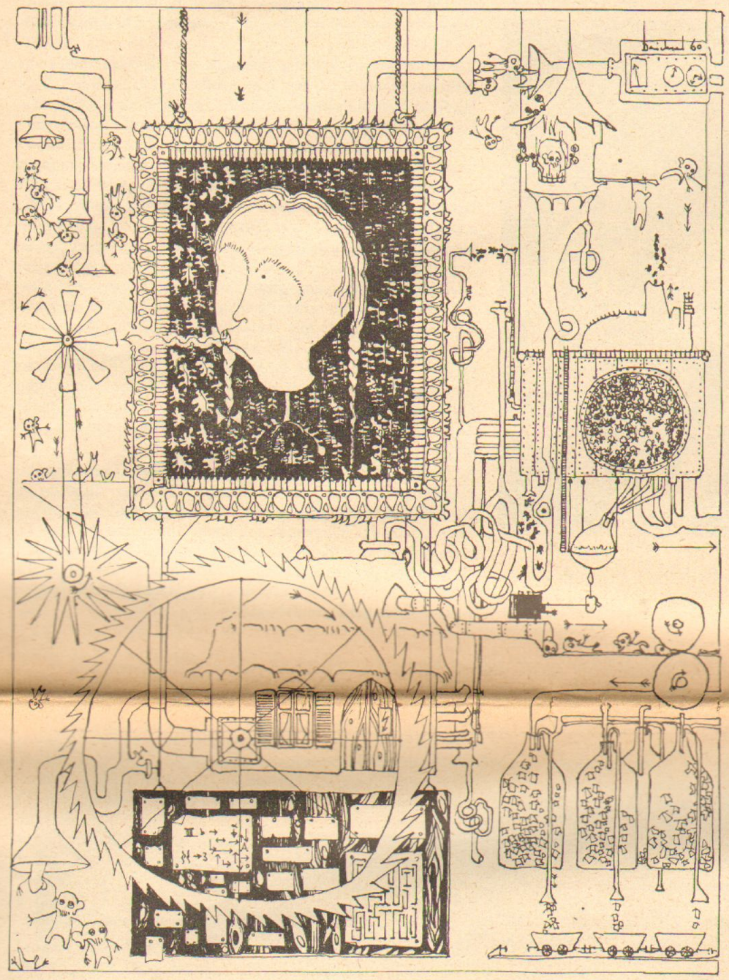
Dem DISKUS ist wahrhaftig nicht der Vorwurf intensiver Ostkontakte zu machen, obgleich es ihm vielleicht lieb wäre, wenn die Möglichkeit dazu heute überhaupt bestünde. So bedrückt es mich um so mehr, wenn ich lese, wie verzweifelt sich der DISKUS gegen Sieben-Schwaben-Bünde wie das Barzel-Komitee wehren muß.

Stud. phil. Carl R., Marburg

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Robert W. Flohr, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Peter-Klaus Iden, Klaus Scheunemann, Richard Wolf.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Hermann Müller.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Oberursel, Oberhöchstädter Straße 33, Telefon: Oberursel 22 42.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 188/189. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Statt eines Leitartikels



Als komplizierten Apparat aus Trichtern, Röhren, Gestängen, Meßinstrumenten, Triebrollen, Zahnrädern und Walzen zeichnete Wolfgang Deichsel, Philosophiestudent in Marburg, die **„Universität 1960".** Erst wer seine mit pedantischer Akribie verfertigte Skizze ein paar Minuten betrachtet, wird im Getriebe winzige Figuren entdecken, die in der oberen Bildhälfte in die Apparatur geraten und unten, in der linken Ecke, von ihr ausgestoßen werden. Mit langen Bärten.

Wer auf eine Deutung der weiblichen Zentralfigur auf Deichsels Zeichnung nicht verzichten will, mag in ihr die Personifikation der „Alma Mater", des „wissenschaftlichen Eros" oder der Tradition — ganz nach Belieben — erblicken.

K. S.

Tod auf Eis

Nach den Pariser Ereignissen erscheint es bedauerlich, daß die Medizin erst am Anfang seiner Entwicklung steht, nach der es möglich ist, Menschen für einige Zeit tiefgekühlt zu konservieren und zu einem entsprechenden Zeitpunkt aus dem Schlaf zu erwecken. Diese Mitteilung wurde am gleichen Tag bekanntgegeben, als der Gipfel nach einem politischen Erdbeben zusammenbrach und in einem Meer glühender Lava versank. Es heißt:

„Rom, 17. Mai (UPI/AP). Der italienische Wissenschaftler Professor Achille Mario Dogliotti hält es nicht für ausgeschlossen, daß Menschen eines Tages nach einem ‚künstlichen Tod' über Jahre hinaus tiefgekühlt konserviert und dann wieder zum Leben erweckt werden können. Dies würde besonders für künftige Weltraumreisen über Entfernungen bedeutsam sein, die ein Mensch sonst wegen seiner begrenzten Lebensdauer nicht unternehmen könnte. Dogliotti, der entsprechende Versuche bereits an Tieren erfolgreich ausführte, legte seine Erfahrungen und Ansichten jetzt dem 12. Internationalen Chirurgenkongreß in Rom dar."

Da von Politikern nicht zu erwarten ist, daß sie sich bei aller Begeisterung für Weltraumprojekte neben ihrer aufopfernden Tätigkeit für die Menschheit auch noch für solche Versuche zur Verfügung stellen, durch die sie allzu leicht wirklich zum Mond geschossen werden könnten, wäre es nun wohl für die westlichen Presseleute an der Zeit, in die Bresche zu springen. Sie selbst hätten den Vorteil, als tiefgekühlte Mumien dem Groll ihres Kritikers, der sie schlicht als Bastarde und Schweinehunde bezeichnete, bis zu einem Zeitpunkt entzogen zu sein, zu dem die Vernunft die Maßlosigkeit wieder abgelöst hat. Leider ist dies jedoch nicht möglich, da Herr Dogliotti die Einschränkung gemacht hat, „daß noch zahlreiche Tierexperimente erforderlich seien, bis dieses Verfahren mit Sicherheit beim Menschen angewendet werden könne". Und daß auch der Chirurg sie als Bastarde und Schweinehunde ansieht, bringt selbst die äußerste politische Provokation nicht zustande.

Peter Weigand

Politische Provinzler

Gerührt dankte Bürgermeister Leiske den Frankfurter Bürgern, die sich zur Teilnahme an der Kundgebung für Selbstbestimmung auf dem Römerberg eingefunden hatten, und erwähnte besonders nachdrücklich „ihr freiwilliges Erscheinen zu dieser machtvollen Kundgebung". Trifft das erste Adjektiv nur allzu gut zu, ist für die Kundgebung hervorzuheben, daß etwa achttausend Frankfurter daran beteiligt waren, um den Rednern Lemmer und Zinnkann und ihren eindringlichen Ansprachen zu folgen. Verantwortlich für die Kundgebung zeichnete das Kuratorium „Unteilbares Deutschland". Mag sein, daß es nicht besonders verwöhnt ist, wenn die Zahl der an seinen Kundgebungen Beteiligten zu messen ist. Darum ist Herrn Leiske kein allzu großer Vorwurf zu machen, wenn sich vor seinem geistigen Auge die Anwesenden verdoppelten.

Wenn aber in einer Großstadt von fast 700 000 Einwohnern Hunderttausende zum Empfang des Fußballmeisters und Zehntausende als Statisten zum Karnevalsumzug erscheinen, dann kann man dem politischen Bewußtsein der Stadt Frankfurt, ungeachtet des Flughafens und der Börse, nur provinziellen Charakter zumessen, der erst dann in Bewegung kommt, wenn die größten Ungeheuerlichkeiten auch das kleinste Dorf aus dem politischen Schlaf erwecken. Die Beteiligung war um so kläglicher, als die meisten Frankfurter Geschäfte und Bürohäuser, um ihre Angestellten zur Teilnahme zu bewegen, früher geschlossen hatten. Die Tatsache, daß diese Achttausend die Blaskapelle mit gleichem Beifall wie die Redner bedachten, verdeutlicht nur die allgemeine politische Unbedarftheit. So blieb trotz einzelner Pfui-, Bravo- und Hört!-Hört!-Rufe von der „Großkundgebung" nur das Wort auf dem Plakat übrig.

—r.

Warum kein zweiter 17. Juni?

Das Bauernlegen ist zu Ende — [illegible] haben Ulbrichts Parteikader die Menschenrechte vergewaltigt. Sinn, Zweck und Erfolg der Zwangskollektivierung müssen bezweifelt werden. Wie alle anderen Teufeleien mag dieser rücksichtslose Streich der Statthalter Moskaus von der freien Welt verdammt werden. Doch was hilft das den Menschen in Mecklenburg und Sachsen?

Der Staat hat befohlen, seine Glieder mußten gehorchen. Was sollten sie auch anderes tun als unter dem Druck der SED den Nacken beugen?

Warum wehrten sie sich nicht? Warum kein zweiter 17. Juni fragte gelegentlich die westliche Presse? Nun, die Vergewaltigten waren einsichtig genug, nicht offen zu revoltieren. Die Erfahrungen des Jahres 1953 und die Bestätigung dieser Erfahrungen durch die Ereignisse in Ungarn lassen heute die Hoffnung auf Selbstbefreiung gar nicht erst aufkommen. Darüberhinaus ließ das Tempo der Aktion den Bedrängten keine Zeit, sich zu formieren. Jeder aktive Widerstand war daher aussichtslos. In der Tat wäre jede Erhebung hoffnungsloses Blutvergießen gewesen. Der spärliche Widerstand, den Bauern und Handwerker hätten leisten können, hatte die Ulbrichtclique nicht von ihrem Werk abgehalten! Gewalt kann man nur mit Gewalt begegnen! Was aber vermag eine Mistgabel gegen einen Panzer auszurichten? Ein partieller Aufstand stürzt kein SED-Regime noch macht es dessen utilitaristische Ideologie humaner. Auch eine organisierte Revolte der gesamten Bevölkerung vermag bestenfalls die Funktionäre einen Kopf kürzer zu machen. Was aber nützt dies, wenn der Kreml unter Panzerschutz neue einsetzt? Passiver Widerstand in den Produktionsgenossenschaften ist wohl das Einzige, was sie „drüben" tun können. Wer hätte denn ihren Aufstand unterstützen können? Weder die moralische Entrüstung der freien Welt, noch Einfluß und Macht der Westmächte; nicht die platonische Menschenliebe der ohnmächtigen UNO und ganz bestimmt nicht die Bundeswehr! Einzig und allein der Kreml könnte Ulbricht Einhalt gebieten.

Wir können den Unterjochten auch in Zukunft nur raten, zu schweigen, zu harren und zu hoffen. Jedes andere Verhalten setzt das Leben von Millionen aufs Spiel ohne auch nur den geringsten Erfolg zu versprechen.

Dieter Stark

Unsere Dienstleistungen sind beachtlich!

Beratung in allen Geld- und Vermögensfragen · Vermögensverwaltung · Annahme von Spareinlagen (Sparbücher), Prämiensparen · Führung von Privat- und Geschäftskonten (Girokonten) · Annahme von Fest- und Kündigungsgeldern · Gewährung von Krediten aller Art · Diskontierung von Wechseln Durchführung von Überweisungsaufträgen · Ausführung regelmäßig wiederkehrender Zahlungen aufgrund von Daueraufträgen · Einzug von Schecks, Wechseln und Dokumenten auf alle Plätze und Banken im In- und Ausland · Beratung in allen Wertpapierfragen · An- und Verkauf von Wertpapieren Verkauf von Investment-Anteilen · Verwaltung von Wertpapieren (Effektendepots) · Verwahrung von Wertgegenständen · Vermietung von Schrankfächern (Safes) · Tag- und Nachttresoranlage · Abgabe von Tankschecks · Verkauf von Benzingutscheinen für Frankreich und Italien · An- und Verkauf von Devisen, fremden Geldsorten, Reiseschecks und Goldmünzen · Fachmännische Beratung in Außenhandelsfragen · Abwicklung von Außenhandelsaufträgen · Akkreditive und Inkassi · Nachweis von Import- und Exportverbindungen

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Nationalstolz und kommunistischer Zukunftsglaube

Persönliche Freiheit auf eigenem Weg zu sozialistischen Gesellschaftsformen / Ein Bericht aus Polen von Dieter Bielenstein

Der Verfasser der folgenden Zeilen lebte während des Krieges vier Jahre in Polen und besuchte im vergangenen Herbst auf Einladung des polnischen Studentenverbandes die Städte Posen, Warschau, Danzig, Stolp, Breslau und Krakau. Er nahm an einem internationalen Studentenseminar teil, war Gast in Hochschulen und Universitäten und hatte Gelegenheit, mehrfach mit Regierungsmitgliedern und Abgeordneten Fragen des Kulturaustausches zu erörtern.

„Seit unserem Oktober . . .", selten hört man diesen Satzanfang so oft in Polen wie unter den jungen Intellektuellen, Studenten, Zeitungsleuten und Künstlern. Mehr als drei Jahre nach dem polnischen Oktober 1956 — was blieb von den Reformen?

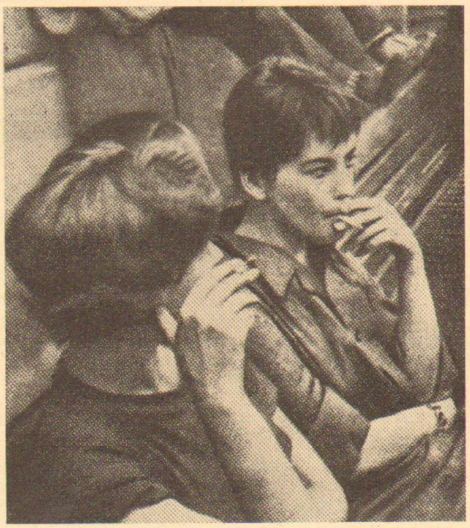
Rund 170 000 Studenten zählt man heute an den polnischen Hochschulen, 1938 waren es nur 48 000. 16 100 Professoren, Dozenten und Assistenten forschen und lehren an Hochschulen und Akademien. Rund 1,7 Milliarden Zloty waren im Staatshaushalt 1958 für die laufenden Kosten und den Wiederaufbau der Hochschulen vorgesehen. Hörsäle, Bibliotheken und Seminare konnten so in den letzten Jahren in Warschau, Krakau, Lodz und Posen — den Schwerpunkten der polnischen Hochschulbildung — wieder instand gesetzt oder neu errichtet werden. Sieben Universitäten, neun technische Hochschulen und eine Reihe von Fachhochschulen gibt es heute in Polen.

Das sind die Erfolgsberichte. Doch der Alltag hat auch für die polnischen Studenten seine Kehrseite. Mensa, Krankenversicherung, Gebührenerlaß und Fahrpreisermäßigungen — diese Sozialeinrichtungen kennt man auch hier. Doch die Stipendien von monatlich 300 bis 500 Zloty, die 64% der Studenten erhalten, reichen trotzdem nicht aus. Ein Pfund Butter kostet 30 Zloty, für ein Hemd muß man 80, für einen Anzug mindestens 900 Zloty anlegen. Regelmäßige Werkarbeit neben dem Studium ist nicht üblich und eigentlich auch unmöglich. Die Anforderungen an den Hochschulen sind hoch, gedrängte Stundenpläne und Prüfungen in jedem Semester bei knapp drei Monaten Ferien im Studienjahr verlangen viel Arbeit und Fleiß. So ist der einzelne bestrebt, möglichst schnell sein Examen hinter sich zu bringen und sich den politischen und wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen. Und doch ist die polnische Studentenschaft als Ganzes ein unruhiges Element, Motor politischer Reformen, ein kritischer und aggressiver Teil der Gesellschaft.

Schnelle Entwicklung des Bildungswesens

Der Anteil der Arbeiter- und Bauernkinder in der Studentenschaft wird auf rund 60% geschätzt. Dieses Ergebnis ist nicht allein auf staatliche Lenkungsmaßnahmen zurückzuführen, es ist weitgehend die Folge der schnellen Entwicklung des Bildungswesens. Erstmalig in der neueren polnischen Geschichte konnten nach dem Bruch mit den feudalistischen Gesellschaftsstrukturen die Begabten aus der Breite der Bevölkerung Zugang zu den Hochschulen finden. Vor dem Kriege gab es in den ländlichen Gebieten noch bis zu 80% Analphabeten. Bei diesem Erfolg auf dem Gebiet des Bildungswesens bleibt das kommunistische Pathos zurück hinter dem Gefühl, eine nationale Leistung vollbracht zu haben. Und so gibt es in Polen eine nationalbewußte Studentenschaft, die bereit ist, dem Staat unbequem zu werden, wenn er sie politisch entmündigen will.

Zwischen 1939 und 1945 waren alle polnischen Hochschulen und Höheren Schulen geschlossen. Nur im „Generalgouvernement" gab es Volksschulen, in den annektierten Gebieten wuchsen Zehntausende polnischer Kinder ohne jede Schulbildung auf. Die polnische Intelligenz wurde in Konzentrationslagern, durch die Kämpfe im Kriege und in



Polnische Studentinnen in einer Pause — Foto: Od Nowa

der Widerstandsbewegung in furchtbarer Weise dezimiert. Diese Ereignisse hinterließen tiefe Spuren in der polnischen Intelligenz. **Der Bedarf an technisch, geisteswissenschaftlich und naturwissenschaftlich ausgebildeten Führungskräften stellte Polen 1945 vor fast unlösbare Probleme. Es fehlte an Ingenieuren, Lehrern, Wirtschafts- und Verwaltungsfachleuten. Diese Lücken zu schließen, war daher eine der wichtigsten Aufgaben nach dem Kriege.**

Auch politisch wirkten sich die Ereignisse des Krieges in der polnischen Intelligenz bis heute auf die Haltung zu Deutschland aus. Krieg und Besetzung, KZ und Verhaftungen im Morgengrauen, Prügel auf offener Straße, Plünderungen und Deportationen, die menschenunwürdige Unterdrückung eines ganzen Volkes — das sind Dinge, die man nicht vergessen hat.

Politische und geistige Strömungen der verschiedenen Richtungen konkurrieren heute an den Hochschulen. Das Studium der marxistisch-leninistischen Theorien ist in keinem Lehrfach obligatorisch. „Humanistische Sozialisten" wie Professor Leszek Kolakowski lehren neben marxistischen Dogmatikern wie Professor Adam Schaff, ebenso kommen auch „bürgerliche" Hochschullehrer zu Wort. Als erstes und lange Zeit als einziges Land im Ostblock förderte Polen die soziologische Forschung und Lehre und errang so auf dem internationalen Soziologenkongreß 1959 in Stresa einen Achtungserfolg. Auf den Gebieten der Rechts- und Staatswissenschaften und der Philosophie werden neben den marxistischen Theorien auch die bürgerlichen Theorien gelehrt, wie man sich auch mit den modernen Entwicklungen in Westeuropa und den USA befaßt. Abstrakte Malerei und moderne Musik finden ihren selbstverständlichen Platz an den Hochschulen. Nach einer Erklärung des ehemaligen Hochschulministers Stefan Zolkiewski sind seit 1956 mehr nichtmarxistische als marxistische wissenschaftliche Arbeiten erschienen.

Immer wieder befaßten sich in letzter Zeit Gomulka und das Zentralkomitee der Arbeiterpartei mit der Situation an den Hochschulen. **Die „ideologischen Disziplinen" sollen vom Druck der bürgerlichen Ideologie und des Revisionismus befreit werden; doch ohne „administrative Maßnahmen", ohne in „Dogmatismus" zu verfallen und ohne die polnische Wissenschaft von den weltweiten Entwicklungen und vom Ausland abzuschneiden.**

ZSP: Einziger Unabhängiger Studentenverband des Ostblocks

Polen ist das einzige Land im Ostblock, in dem sich die Studentenschaft zu einem eigenen Verband „Zrzeszenie Studentow Polskich" (ZSP) unabhängig von der Partei und dem sozialistischen Jugendverband zusammengeschlossen hat. „Wir wollen unsere Rechte bewahren und die Interessen der Studentenschaft unabhängig vertreten. Doch wir sind ein sozialistischer Studentenverband und wir stehen voll und ganz im sozialitischen Lager", erklärt man in der ZSP-Zentrale in Warschau. Mitwirkung bei der Stipendienvergabe, Ausbau der Sozialeinrichtungen und der Aufbau weltweiter internationaler Beziehungen — das sind die Aufgaben, die sich die polnischen Studentenvertreter mit ihrem Bürostab in einem Haus im Zentrum von Warschau gestellt haben.

Die von ZSP herausgegebene Studentenzeitung „Od Nowa" ist nur eine von vielen. Auch nach dem Verbot von „Po Prostu" haben die Studentenzeitungen an Aggressivität und Kritikvermögen kaum verloren. Der Ton ist gemäßigter, die Kritik ist versteckt und auch „Dogmatiker" — eine Bezeichnung für ehemalige und jetzige Stalinisten — kommen zu Wort. Das Ziel beißender Ironie und des Spotts ist jedoch oft genug nicht nur der Westen, sondern auch mancher Fehler der eigenen Regierung und der Partei. „Bim-Bom", eines der hervorragenden und zahlreichen Studenten-Kabaretts, wurde verboten — und spielt jetzt doch wieder. Das Krakauer Eröffnungsprogramm der Theatersaison brachte neben polnischen Autoren Tennessee Williams mit „Endstation Sehnsucht", Carl Zuckmayer mit dem „Hauptmann von Köpenick", Max Frisch, Arthur Miller, Jean Giraudoux und Herman Wouks „Die Caine war ihr Schicksal".

Wie stark prozentual die Kommunisten in der Studentenschaft sind, läßt sich schwer beurteilen. 4% Parteimitglieder wird einmal in Warschau als Zahl genannt. Doch sehr viel mehr bezeichnen sich selbst als „sozialistisch". Katholische Gruppierungen und die führenden Leute des Oktoberumschwungs in der Studentenschaft betrachten sich durchaus nicht als Opposition. „Mehr können wir heute nicht erreichen, wenn Polen überleben soll", hört man manchmal. Die jüngere polnische Geschichte hinterließ ihnen kein erstrebenswertes Ideal, es gibt für sie keinen Weg zurück zu großagrarischen Feudalstrukturen und zu den Industriehierarchien der Vorkriegszeit. **Nationale Unabhängigkeit und die persönliche Freiheit auf einem eigenen Weg zu sozialistischen Gesellschaftsformen — das sind vielleicht zwei Grundforderungen, die das Denken der meisten prägen.** Die jungen polnischen Intellektuellen, getragen von einem starken National- und Staatsbewußtsein, zählen sich zum sozialistischen Lager, gerade auch dann, wenn sie sich kritisch äußern.

Kulturbeziehungen zu Westeuropa normalisieren sich

Zur Zeit studieren 600 polnische Studenten im Ausland, 900 Ausländer befinden sich an polnischen Hochschulen. 200 jüngere polnische Wissenschaftler halten sich mit Forschungsaufträgen für kürzere oder längere Zeit im Ausland auf. Vor allem die USA, Großbritannien, Frankreich und Skandinavien werden in den Hochschulaustausch einbezogen. „Für einige Wissenschaftsgebiete, wie für die technische Grundlagenforschung und die in Polen wieder aufgenommene soziologische Forschung, sind diese Verbindungen von größtem Wert", erklärt uns der stellvertretende Minister für Hochschulfragen. Seit 1957 gingen 257 junge polnische Wissenschaftler und Studenten für 6- und 12monatige Studienaufenthalte als Stipendiaten in die USA. Während der letzten Sommerferien reisten 5400 polnische Studenten ins Ausland, ein erheblicher Teil von ihnen nach Westeuropa. Der Austausch von Orchestern, von Kunstausstellungen, von Industriepraktikanten nimmt immer größeren Umfang an. „Wir freuen uns, daß sich unsere Kultur- und Hochschulbeziehungen zu Westeuropa normalisieren", so kennzeichnete auf unsere Frage hin ein Staatssekretär im polnischen Außenministerium die Haltung der Regierung zu dieser Entwicklung.

Zur Bundesrepublik bestehen nur gelegentliche und zufällige Verbindungen. Eine Ausnahme macht vielleicht der Hochschulaustausch. 11 junge Wissenschaftler als Stipendiaten der Ford-Foundation sollen in diesem Jahr auf Stu-

(Fortsetzung auf Seite 5.)

„Von unserer Jugend, und dabei wieder besonders von der Jugend der Hochschulen, können wir mit Recht verlangen, daß diese Jugend sich leiten läßt von dem Eifer beim Suchen eines Weges zur Verbesserung unserer heutigen Wirklichkeit.

Dieser Eifer hat sich dem Rahmen der Beschlüsse einzufügen, die das heutige Plenum faßt. Der Jugend kann man immer viel verzeihen. Aber das Leben wird niemand, also auch nicht der Jugend, Schritte verzeihen, die unüberlegt sind."

(Aus der berühmt gewordenen Rede Gomulkas während der Oktoberreformen, der ersten Rede vor dem ZK nach seiner Rehabilitierung, am 20. Oktober 1956 in Warschau.)

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei
Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Physiker
Diplom-Kaufleute
Diplom-Chemiker
Juristen
Diplom-Volkswirte
Diplom-Psychologen

Interessenten werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main,
Eschersheimer Landstraße 1—7

Berlin: Eigene Vorstellungen der Studenten

„Die Welt" kommentiert Ergebnisse des Berliner Studententages

Die Reaktion der Presse auf den Berliner Studententag ist recht bezeichnend für deren Auffassung von ihrer Informationspflicht: ein paar Zeilen, die sich mit Äußerlichkeiten befaßten, vielleicht eine mäkelnde Glosse — mehr hatten die meisten Zeitungen dafür nicht übrig. Ein Studententag ist nicht wichtig genug, so könnte man das rechtfertigen — im Vergleich zu Prinzessin Margrets Verlobung etwa oder der Tatsache, daß es wieder Frühling geworden ist. Manche der wenigen Bemerkungen in der Tagespresse lassen jedoch ein gewisses Mißbehagen erkennen, das die Berliner Diskussionsergebnisse ausgelöst haben, ein Mißbehagen, welches die „Zurückhaltung" der „öffentlichen Meinung" erklärt. Vielleicht ist man auch über die offene und recht ungewöhnliche Kritik verärgert, die in Berlin an unseren Bildungsinstitutionen und -konzeptionen geübt wurde. Der Stein des Anstoßes scheint allerdings einfach die Tatsache zu sein, daß die Studentenschaft über die Bildungsfragen m i t r e d e n will, daß sie Ansprüche (keine Bitten) erhebt — anstatt im Elfenbeinturm zu verharren.

In sehr aufschlußreicher Weise hat Herr W a l t e r G ö r l i t z in der „Welt" vom 12. 4. 1960 unter der Überschrift „Elfenbeinturm oder Juliusturm?" dargetan, was ihm in Berlin mißfallen hat. In Berlin ging es der Studentenschaft, um kurz zu rekapitulieren, darum, auf die akuten fundamentalen Mängel unseres Bildungswesens hinzuweisen und in Anerkennung der eigenen Verantwortung — G ö r l i t z : „Von Pflichten war (in Berlin) kaum die Rede" — eigene Vorschläge zur Abhilfe zu erarbeiten. Nun: ein vernünftiges Bildungswesen kostet Geld. Kein Wunder also, wenn die Forderungen auch materielle Inhalte hatten. Herr Görlitz scheint sich deshalb bei der „Fülle der Ansprüche" der Studenten, wie ein guter Finanzminister, in erster Linie erschrocken gefragt zu haben: Was wird das wohl kosten? Und weil es wohl viel kosten wird, ist er — ein zwingender Schluß! — „fast versucht, zu fragen", ob die Studenten vom Elfenbeinturm in den Juliusturm überzuwechseln beabsichtigen. Er sieht nur „das Bündel von Ansprüchen und Forderungen", ignoriert aber deren Gesamtzusammenhang. Solch Kämmererdenken hat bisher schon manchen Versuch zu nützlichen Detailreformen scheitern lassen. —

Noch interessanter und bezeichnender ist ein anderer Aspekt in dem „Welt"-Kommentar. „Die gleichsam unterkühlte Temperatur gerade in den politischen Diskussionsgruppen", schreibt Herr Görlitz, „wirkte bisweilen beklemmend.

Von Deutschland war bei allen Forderungen selten die Rede oder gar von einer größeren westlichen Gemeinschaft (!) . . . Sprach man von den Beziehungen zur Allgemeinheit, verwendete man mit Vorliebe den soziologischen Terminus technicus von den ‚gesellschaftlichen Bezügen'. Die ‚Gesellschaft' ersetzte das Volk. Offenbar begriffen diejenigen, die mit diesem sehr wissenschaftlichen Begriff manipulierten, gar nicht, wie sehr sie sich damit des Vokabulars der SED bedienten."

Das ist prächtig! Ganz im Vorbeigehen hat Herr Görlitz die Soziologie entlarvt. Wer sich mit der gesellschaftlichen (um nicht „völkischen" zu sagen) Wirklichkeit wissenschaftlich auseinandersetzt, arbeitet Ulbricht in die Hände — so ist das doch zu verstehen?!

„Die vielerlei Wünsche und Forderungen der Studentenschaft, die in Berlin vorgebracht wurden, hätten jedenfalls überzeugender gewirkt, wenn die Sprecher auch nur mit einem Satz auf die Tatsache hingewiesen hätten, daß heute selbst die Freiheit des Forderns und besseren Lebens bedroht ist und daß es für die deutsche akademische Jugend noch g a n z a n d e r e Aufgaben gibt. Das war es, was wir an diesem Studententag in der Hauptstadt Deutschlands vermißten."

D e m Mangel kann abgeholfen werden. Man wird also beim nächsten Mal vor jedem Diskussionsbeitrag bekennen: Ich bin gegen den Kommunismus, denn er bedroht unsere Freiheit! — und Herr Görlitz wird gerührt alle Forderungen akzeptieren. Er hat wohl ausgesprochen, was der bundesrepublikanischen „Öffentlichkeit" an dem Berliner Studententag mißfiel: die Studenten hatten e i g e n e , ungewohnte Vorstellungen davon, wie die Anforderungen der Zukunft zu bewältigen seien.

Sie wollen in wissenschaftlichen Diskussionen ein Konzept zum H a n d e l n erarbeiten. Das aber scheint kein Beitrag zur Erhaltung der Freiheit zu sein!

Thomas von der Vring

(Fortsetzung) Polen

dienreisen zu uns kommen. ZSP und der Verband Deutscher Studentenschaften tauschten zwei einjährige Stipendien aus. Einige Studienreisen, einige Hochschulstipendien und einige private Besuche von Studenten kommen hinzu. Doch das ist alles nicht viel.

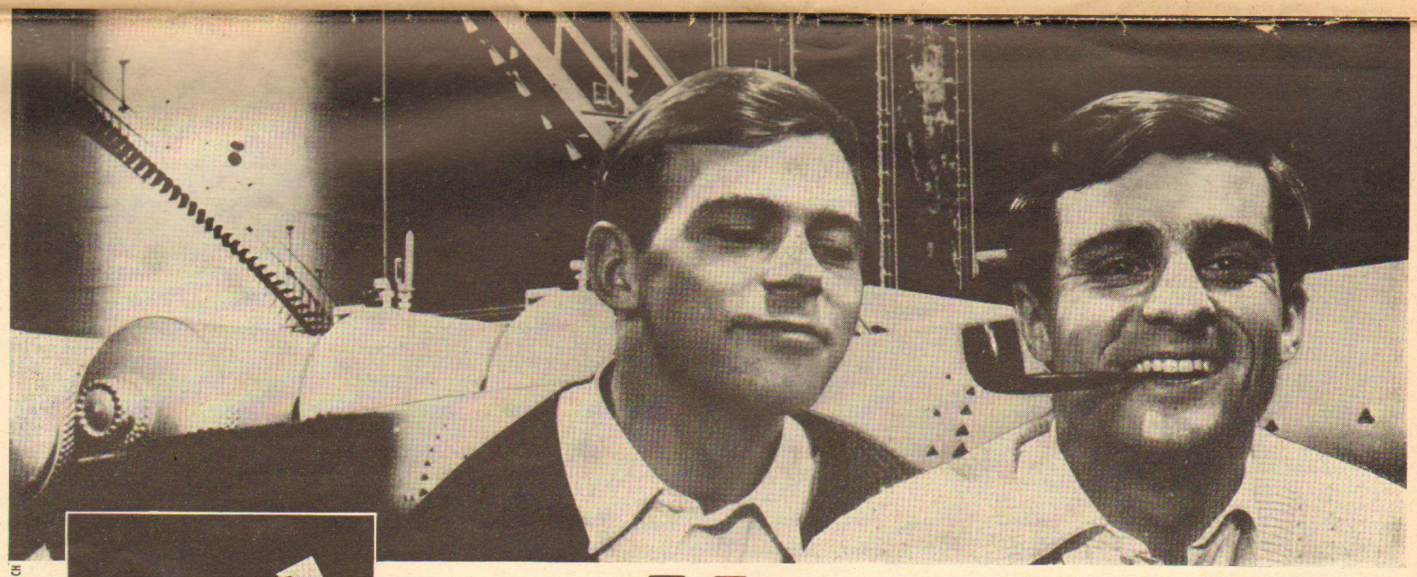
Trotzdem wird man als Deutscher gastfreundlich aufgenommen, kommt schnell ins Gespräch. „Wir sollten endlich — 20 Jahre nach Ausbruch des Krieges — miteinander sprechen. Doch daß die Bundesrepublik die von uns ausgestreckte Hand nicht ergreift, ist eine historische Groteske", sagte uns der Vorsitzende des außenpolitischen Ausschusses im Sejm. Diese Feststellung wird auch dann nicht falsch, wenn man weiß, daß Ostap Dluski ein überzeugter Altkommunist ist. Der polnische Alltag paßt nicht in unsere Klischeevorstellung eines Ostblockstaates. Daß Polen der Nachbarstaat der Sowjetunion ist, ist ein unübersehbares außenpolitisches Faktum, das seine Rückwirkungen auch auf die polnische Innenpolitik hat. Doch Polen wird früher oder später hoffentlich auch der Nachbarstaat eines wiedervereinigten Deutschlands sein. Es sollte auch aus diesem Grund nicht länger ein weißer Fleck auf der Landkarte unseres politischen Bewußtseins bleiben.

Symbolisch

Am 9. Mai befaßte sich der Konvent der FU-Berlin wieder einmal mit einer politischen Vorlage. Es handelte sich um einen nicht gerade sehr gut formulierten Protest gegen die Zwangskollektivierung in der Zone. Ein findiger Abgeordneter kam auf die Idee, den Zusatzantrag zu stellen, daß die Konventsabgeordneten ihre Pauschalspesen für Mai in Höhe von DM 3,50 zur Milderung der Not der geflüchteten Bauern als symbolischen Beitrag spenden sollten. Es folgte ein Zusatzantrag zum Zusatzantrag, der auch dem Ältestenrat nahelegte, die Spesen vom Mai freiwillig zu spenden. Daß nun auch noch ein Zusatzantrag zum Zusatzantrag des Zusatzantrages des Antrages eingebracht wurde, daß auch der AStA seine Pauschalspesen (zwischen DM 15,— und 30,— pro Monat) spenden solle, war schon vorherzusehen. Um dem AStA die Möglichkeit zu geben, in einem Beschluß das freiwillige Spenden seiner Pauschalspesen zu beschließen, wurde die Konventssitzung unterbrochen.

Ein anderer Antrag, der eine Sammlung für die geflüchteten Bauern anstrebte, wurde zurückgezogen, als in einem Zwischenruf gefordert wurde, daß es sich um eine Listensammlung handeln solle, mit der sofort, noch während der Konventssitzung, im Konvent begonnen werden solle. Ebenso erging es einem Antrag, der forderte, daß das zu spendende Geld von den Studentenvertretern durch „Heinzelmännchenarbeit" verdient werden soll. Dies alles hinderte einen Abgeordneten nicht zu fordern, daß die Presse von dieser großherzigen Spendenaktion unterrichtet werden solle. Es war ein beschämendes Schauspiel und nicht nur ein symbolischer Beitrag — zum Niedergang einer Studentenvertretung.

—hm



CH+CH

HARVARD – „Cavendish" eine erstklassige shag-mixture der LANCASTER INC./N.C./USA

Aus dem gleichen Hause die Marken: „John Hopkins" (ready rubbed – 50 g – DM 1,50) „Spring Hill" (sliced cut – 50 g – DM 2,50)

Händler-Nachweis durch LANCASTER Tobacco I 16 Duisburg / Postfach 180 / Unfrankierte Postkarte genügt!

Harvard

„... wir werden viel bessere Anlagen bauen", sagen beide. Werkstudent im Praktikum (21) und Mechaniker (19) – Männer, denen die Zukunft gehört.

Frauen mögen es, wenn Männer HARVARD-Tabak rauchen, und Männer haben es gern, wenn sie von Frauenblicken aus schmalen Augen gestreift werden. Auch wenn ihr Herz der Technik gehört. Sie rauchen HARVARD, weil das selbstverständlich ist.

Pfeifengerechter 1,5-mm-Schnitt • excellent im Duft wie im Geschmack, voll veredelt nach dem „Cavendish"-Verfahren • leichter Zug durch gleichmäßigen Brand • HARVARD – ein „first class tobacco" in der taschengerechten Frischhalte-Packung.

50 g – DM 2,– Es lohnt sich: ein Päckchen reicht drei Tage bis zu einer Woche!

Für Männer einer neuen Zeit

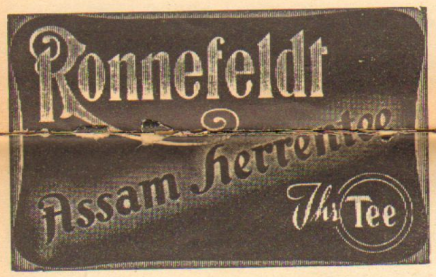
Jugoslawien: Dinarsegen für linientreue Studenten

Zum Bild des modernen Jugoslawien gehören die großzügig ausgebauten Universitäten, die gemäß der föderativen Struktur des Mehrvölkerstaates auf die einzelnen Bundesländer verteilt sind. Nach den Richtlinien der Partei haben sie sich in Übereinstimmung mit den Erfordernissen des „Aufbaus des Sozialismus im eigenen Land" und der modernen Gesellschaft in der ganzen Welt entwickelt. Das bedeutete von Anfang an eine klare Vorrangstellung der Naturwissenschaften und der technischen Disziplinen gegenüber den Geisteswissenschaften; denn es kam weniger darauf an, eine geistige Elite im klassischen Sinne des Wortes zu schaffen, als vielmehr dem Mangel an hochqualifizierten Arbeitskräften abzuhelfen und Spezialisten für den rapiden Ausbau industrieller Anlagen heranzubilden. Mit diesem Prozeß waren gewaltige quantitative und qualitative Veränderungen verbunden. Die Zahl der Studenten hatte sich bis zum Studienjahr 1958/59 im Verhältnis zum Vorkriegsstand versiebenfacht. Aus den 27 Hochschulen des Jahres 1938/39 waren 69 akademische Lehrstätten aller Schattierungen geworden.

Es gibt heute in Jugoslawien fünf Universitäten: Belgrad, Zagreb, Ljubljana (Laibach), Skoplje und Serajewo. Während an den drei erstgenannten bereits im vorigen Jahrhundert gelehrt worden ist, geht die Gründung der Universitäten Skoplje und Serajewo auf das Jahr 1949 zurück. Ergänzend zu den Fakultäten in den eigentlichen Universitätsstädten treten weitere Fakultäten in Zadar, Novi Sad und Rijeka.

Tradition in Zagreb

Nur zwei Universitäten haben eine alte Bildungstradition. Im 17. Jahrhundert gab es in Zagreb bereits eine „Akademie für Philosophie und Moraltheologie". Sie erhielt 1669 von dem streng katholischen Habsburger Leopold I., unter dem sich Österreich zur europäischen Großmacht entwickelte, alle Rechte und Privilegien, die mitteleuropäische Universitäten damals besaßen. Genau hundert Jahre später gründete Maria-Theresia in Varasdin (Kroatien) eine „Schule für politische und Wirtschaftswissenschaften für Staatsbeamte", die 1772/73 nach Zagreb übersiedelte. Im Rahmen eines neuen Bildungssystems, das die österreichische Kaiserin einführte, wurde 1776 die „Akademie der Wissenschaften" (Regia Scientiarum Academia) mit den Fächern Philosophie, Theologie und Jurisprudenz errichtet. Die Einheit dieser Hochschule wurde aber teils durch eine Entscheidung Josephs II. (1784), teils durch einen Verwaltungsakt des österreichischen Kultusministeriums (1850) zersplittert. Erst mit dem Ende der absolutistischen Periode war der Weg frei für eine kroatische Universität, die dann auch 1874 auf Betreiben des Bischofs Stossmayer und des damaligen Landesparlaments ins Leben gerufen wurde, und deren Ausbau mit der Einrichtung der medizinischen Fakultät im Jahre 1917/18 seinen vorläufigen Abschluß fand.



Die Anfänge der Hochschulbildung in Ljubljana gehen indessen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Im Zuge der Gegenreformation wurde 1595 das „Jesuiten-Kolleg" (Philosophie und Theologie) gegründet. Fast 200 Jahre später, nach Auflösung des Ordens, war diese Hochschule in den Händen des Staates. In der Zeit von 1801 — 1813, als Ljubljana zu Napoleons illyrischen Provinzen gehörte, gab es so etwas wie einen Hochschulbetrieb an den sogenannten „Ecoles centrales" (1810) und an der „Académie" (1811). Nach 1813 konnte man wieder Philosophie und Theologie studieren und sich an einer separaten medizinischen Fachschule als Arzt ausbilden lassen. Die Revolution 1848/49 räumte mit den Hochschulen in der Stadt auf und brachte — sozusagen als nationale Reaktion — den Beginn des Kampfes um eine **slowenische** Universität, an der österreichische Monarchen nie interessiert gewesen waren. Erst 1919, nach der Schaffung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen, wurde ein Gesetz über die Gründung der Universität Ljubljana mit den Fachrichtungen Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Technik und Medizin verabschiedet. 1945 — 1949 erfolgte dann der Ausbau der Universität im Rahmen der neuen Universitätspolitik. 1949 jedoch wurde ein neues Gesetz der Slowenischen Volksrepublik verkündet, das nur noch Fakultäten mit vornehmlich theoretischer Ausbildung an der Landesuniversität vorsieht.

Während Zagreb und Ljubljana wegen ihrer akademischen Tradition besonders interessant sind, ruft die Universität in Serajewo vor allem als Demonstration des staatlichen Aufbauwillens die Bewunderung des ausländischen Betrachters hervor. Hier wurde trotz ungünstiger Bedingungen innerhalb von sechs Jahren eine moderne Hochschule geschaffen. Serajewo war eine mittlere Provinzstadt mit 80 000 Einwohnern ohne jegliche Bildungstradition (in Skoplje war vor dem zweiten Weltkrieg wenigstens schon der Keim zu einer Universität gelegt worden, und Belgrad hatte schon Anfang des 19. Jahrhunderts seine Ausbildungsstätten, wenn man auch von Universität erst ab 1905 sprechen konnte). Heute sind an der neuen Universität etwa 300 Personen im Lehrkörper; die Zahl der immatrikulierten Studenten beträgt rund 5000. Mit seinen vielen kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen ist Serajewo zum Studienzentrum in Bosnien und der Herzegovina geworden.

Für den jugoslawischen Studenten ist die Universität nicht nur eine „Einrichtung zur Vermittlung von Wissen", sondern auch ein Platz, an dem er in die vom Staat vorgeschriebenen Aufgaben hineinwächst, die er später als „Glied" der sozialistischen Gesellschaft zu übernehmen hat. „In unserer gesellschaftlichen Ordnung wird der Versuch gemacht, die Interessen der Gemeinschaft mit denen des einzelnen zu koppeln. Dafür müssen genügend fähige Leute herangebildet werden. Die Beteiligung der Studenten an der Verwaltung der Universitäten ist deshalb mehr als nur ein Gebot der Stunde. Wir sehen darin den wichtigsten Faktor in der Erziehung der akademischen Jugend, mit dem unsere Bewegung steht und fällt. Denn nur auf dieser Grundlage können die einzelnen Generationen neue Wege und Möglichkeiten entdecken und jenes Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Gesellschaft entwickeln, das für den Bestand des Staates von vitaler Bedeutung ist."

Mitverantwortung in der Universität

In Anwendung eines besonderen Gesetzes für die jugoslawischen Hochschulen wurden überall Universitäts- und Fakultätsräte sowie Universitäts- und Fakultätsausschüsse eingesetzt, in denen die Studenten durch Delegierte vertreten sind. Diese Vertreter der Studentenschaft dürfen an allen Sitzungen teilnehmen, haben aber kein Stimmrecht.

Eine ganz andere Möglichkeit der Einflußnahme bietet sich den Studenten in den öffentlichen Jahresversammlungen der Universitäten und Fakultäten. Auf Universitätsebene tagen jeweils die Hochschullehrer und die Studentenvertreter, während an der Fakultätsversammlung **alle** Studenten vom selben Fach teilnehmen. Diskussionsgegenstand ist im ersten Falle der Bericht des Rektors, im zweiten der des Dekans. Dazu kommen die Berichte, die von den Studenten selbst vorgelegt werden.

Wie Bürger und Stadtrat

Neben diesen gesetzlich vorgeschriebenen Arbeitsgremien an den Universitäten und Fakultäten gibt es noch die Fachschaftsräte und die Jahresversammlungen der studentischen Wählerschaft. Die Fachschaftsräte, die noch nicht an allen Universitäten zu finden sind, sollen sich langsam zu einem Diskussionszentrum für Lektoren, Assistenten und Studentenvertreter entwickeln. An den letztgenannten Versammlungen nehmen **alle** Studenten teil, ganz gleich, ob sie Mitglieder des jugoslawischen Studentenverbandes sind oder nicht. Hier werden einmal im Jahr die Vertreter für die Universitäts- und Fakultätsorgane gewählt und die Berichte der Amtsvorgänger angehört und diskutiert. Es geht dabei meistens um reine Studien- oder Organisationsfragen. Man hat das Verhältnis zwischen den bei diesen Versammlungen erscheinenden Studenten und ihren gewählten Vertretern mit dem zwischen den Bürgern einer Stadt und deren Vertreter im Stadtrat verglichen. Diese Einrichtung ist im Gegensatz zu den weiter oben angeführten Organen von den Fakultätsbehörden noch nicht offiziell anerkannt worden.

Mit welchen Erleichterungen darf ein jugoslawischer Student prinzipiell rechnen, wenn er sein Hochschulstudium beginnt? Wohnen, schlafen und essen muß auch er, wie sein deutscher Kollege. Er hat aber den Vorteil (mit welchen Nachteilen er ihn bezahlen muß, soll uns jetzt hier nicht weiter interessieren), daß der Staat und diverse Organsationen gewaltige Anstrengungen unternehmen, um materielle Not unter den jungen Akademikern gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Jeder vierte Student ist Stipendiat

Da sind zunächst die Studentenheime. Bis vor wenigen Jahren waren schon über 20 Prozent aller Studenten in Wohnheimen untergebracht, gegenüber nur 8,1 Prozent im Jahre 1939. Die Monatsmiete beträgt durchschnittlich 900 Dinar, und da dieser Betrag bei weitem nicht ausreicht, um die Kosten für die Instandhaltung der Gebäude zu decken, gewährt die Gemeinde beträchtliche Unterstützungsgelder. Im Jahre 1957 wurden dafür beispielsweise 85 499 000 Dinar aufgewendet.

In den 33 Studentenrestaurants essen ungefähr 42 Prozent aller jugoslawischen Studiker. Rund ein Drittel sitzt am elterlichen Tisch, während etwa ein Fünftel sich privat verpflegt. Für alle Mahlzeiten bezahlt man monatlich annähernd 3500 Dinar (Frühstück: 10—20 Dinar / Mittagessen: 60—75 Dinar / Abendessen: 40—45 Dinar). Auch hier geht es natürlich nicht ohne Zuschüsse, die 1957 für alle Studentenrestaurants im Lande 177 Millionen Dinar ausmachten.

Die Zuteilung von Stipendien in Höhe von 5000—12 000 Dinar pro Monat erfolgt nach besonderen gesetzlichen Bestimmungen und auf Grund von Entscheidungen, die von Stipendienkommissionen in den Städten, Bezirken und Bundesländern getroffen werden. Waren es 1940 ganze 900 Studenten, die Stipendien erhielten, so schwoll ihre Zahl im Studienjahr 1957/58 auf

HALLOO-WACH macht munter

fast 20 000 an, was bedeutete, daß jeder vierte jugoslawische Student Unterstützung genoß. Zwei Drittel davon kamen aus Arbeiter-, Bauern- und Angestelltenfamilien. Um beim gleichen Jahr zu bleiben: es wurden damals monatlich 113 022 000 Dinar an Studenten ausgezahlt.

Woher kommen nun diese Gelder? Eine Aufschlüsselung ergibt folgendes Bild, das für uns, die wir andere Verhältnisse gewöhnt sind, sehr aufschlußreich ist: die Gemeinden geben über 10 000 Stipendien; Hochschulen etwa 2000; juristische Körperschaften über 1500; Wirtschaftsorganisationen etwa 4000; Genossenschaften etwa 1000 und soziale Einrichtungen über 1000. Zu diesen Stipendien kommen noch Beihilfegelder, die an die Eltern ausgezahlt werden, solange die dafür infrage kommenden Studenten eine bestimmte Altersgrenze noch nicht überschritten haben. Im Jahre 1957/58 gelangten die Eltern von rund 20 000 Studenten (etwa 27 Prozent) in den Genuß einer monatlichen Beihilfe von 2400 Dinar.

Hilfsgelder und Kredite

Außerdem werden manche Studenten von Bezirken und Gemeinden dauernd oder vorübergehend sozial betreut. 1957 gingen auf diesem Wege insgesamt 100 Millionen Dinar an etwa 1800 Studenten. Zur Abrundung dieses Bildes seien noch die Hilfs- und die Kreditfonds genannt. In erstere zahlt jeder Student am Semesteranfang 200 Dinar. Mit diesen Fonds konnte 1957 jedem 10. Studenten geholfen werden. Man hat auch die Möglichkeit, einen Kreditfonds in Anspruch zu nehmen und das ausgeliehene Geld (6000—30 000 Dinar pro Monat) nach dem Examen ratenweise zurückzuzahlen. Die Mittel für letztere Fonds erscheinen als Sonderposten im Universitätsbudget. 1957/58 betrug die Summe aller in Kreditfonds erfaßten Gelder 143,5 Millionen Dinar.

Das bei uns florierende Werkstudententum gibt es in abgeschwächter Form auch in Jugoslawien. Dort vermitteln entsprechende Büros Arbeiten, die meistens ganz oder in etwa dem Beruf angeglichen sind, den der Student später einmal ergreifen wird. In Ljubljana z. B. fungierten Studiker aber auch als Verkehrspolizisten und Studentinnen als Kellnerinnen und Platzanweiserinnen.

Die Gesundheitspflege gehört zu den Aufgaben der allgemeinen Studentenbetreuung. Für Mittellose ist die Behandlung gratis, während die anderen prinzipiell die Hälfte bezahlen müssen. Eine starre Regelung gibt es jedoch nicht auf Bundesebene. In Zagreb und Serajewo beispielsweise tragen die Polykliniken sämtliche Kosten. Unter Berücksichtigung aller Sonderregelungen kann man aber praktisch von einer kostenlosen Behandlung aller Studenten sprechen. Jede Universität besitzt neben der Polyklinik ein Erholungsheim am Meer und in den Bergen.

Der jugoslawische Staat braucht einen tüchtigen und zugleich regimetreuen akademischen Nachwuchs. Der großzügigen Förderung dieses Nachwuchses steht die Erwartung gegenüber, daß der Student sich als verantwortungsbewußtes Glied der sozialistischen Gesellschaft bedingungslos unterordnet und auf allen Gebieten jene höchste Wahrheit und Weisheit anerkennt, die von der Staatspartei als allein verbindlich festgelegt ist. Diese Tauschwirtschaft, bei der Geld und Ideologie die Handelsobjekte sind, kann bei einer Betrachtung der Vorteile, die der jugoslawische Student genießt, zumindest nachdenklich stimmen.

Emil Senn

Frankreich: Verhandlungen mit der F. L. N.?

„Mut zur Politik" war eines der Hauptthemen des VI. Deutschen Studententages. Zur gleichen Zeit, als man in Berlin über das Für und Wider eines politischen Engagements der Studentenschaft diskutierte, bewies die Studentenschaft Frankreichs, daß sie den Mut zur Politik tatsächlich besitzt. Auf ihrem 49. Kongreß in Lyon forderten die Vertreter der Studenten Frankreichs die Regierung zu Verhandlungen mit der F.L.N. über einen Waffenstillstand und über die technischen Garantien für die Selbstbestimmung auf.

Damit haben die Studenten in der Auseinandersetzung um das Problem Algerien eine neue Situation geschaffen. Außer der französischen KP hat es nämlich bisher keine Organisation gewagt, die Zwecklosigkeit und den Anachronismus dieses kostspieligen Krieges zu verurteilen. So beschäftigte sich denn auch die gesamte französische Presse mit dem Kongreß. Noch acht Tage später widmete „Le Monde" der Resolution von Lyon einen ausführlichen Kommentar auf der Titelseite. Ausländische Beobachter gewannen den Eindruck, daß Frankreich auf diesen befreienden Mut gewartet hatte. Die Mehrheit der Bevölkerung scheint nicht mehr an den Sieg, d. h. an ein französisches Algerien, zu glauben.

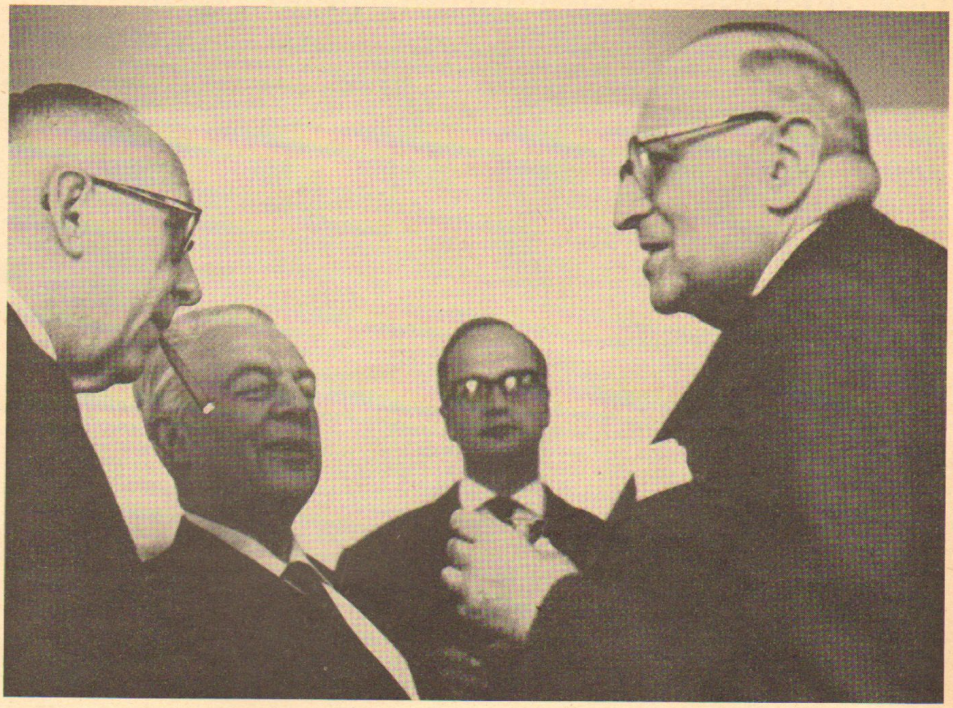
Die Diskussion des Algerienproblems hatte bereits im Jahre 1957 zur Spaltung des Nationalverbandes der Studenten Frankreichs (U.N. E.F.) geführt. Obwohl dieser Riss erst im November 1958 geflickt worden war, erklärte der vorsitzende Ehrenpräsident, Georges Danton, im Verlauf der letzten Mammutsitzung (22 Stunden), daß man der Algerienfrage, dem Grundproblem aller behandelten Themen, nicht mehr ausweichen dürfe. Daraufhin verließen die Vertreter von vier Universitäten und sieben Pariser Fakultäten den Beratungssaal, ohne vorher den vorbereiteten Text der Resolution anzuhören. Die Resolution verurteilt in kühnen, aber durchdachten Formulierungen den Algerienkonflikt und seine Konsequenzen; sie fordert Verhandlungen mit der F.L.N. und die Garantien für die Selbstbestimmung. Sie wünscht die Versöhnung der beiden „Nationen"; sie enthält den Beschluß, alle Maßnahmen zu ergreifen und zu unterstützen, die geeignet sind, eine Lösung des Konflikts herbeizuführen.

Die Entschließung wurde mit 544 Stimmen bei 104 Enthaltungen angenommen. Die Träger von 137 Stimmen hatten sich geweigert, an der Diskussion teilzunehmen. Doch scheint die Gefahr einer neuen Spaltung bereits überwunden zu sein. Dagegen eröffnen sich nun Möglichkeiten, die Verbindungen mit den Studentenverbänden der Länder der Communauté und Nordafrikas wiederaufzunehmen, die von diesen wegen der Algerienfrage unterbrochen worden waren.

Louis Stich

Redaktionsschluß: 15. Juni 1960

DISKUS ZEHN JAHRE



Gäste im Gespräch:
v. l. Prof. Geißendörfer,
Dr. Huelsenbeck, Prof. Viebrock,
Prof. Horkheimer

Prof. Horkheimer
bei der
laudatio

Ein Glas Sekt
auf den
DISKUS

Redakteur
Scheunemann
spricht

Die Redaktion:
v. l. Strobel, Reuther, Wolf,
Iden, Scheunemann

Jahrestage aller Art sind nutzlos, wenn sich nicht Gedanken mit ihnen verbinden, die über das willkürliche Datum in der Zeit hinausweisen. Das äußere Bild ähnelt manchen Veranstaltungen aus gänzlich anderen Anlässen. Fast zu schön — sagt es nichts aus über die Spannungen, in denen eine Zeitung redigiert und gelesen wird. Es ist darum nicht für das Ganze zu nehmen. Um einen die heutige Situation der Studentenzeitungen von früher unterscheidenden Punkt hervorzuheben, so ist es der: die publizistischen Freiheiten müssen heute nicht so sehr erst, sagen wir pathetisch: erkämpft, sondern erhalten werden. Die Gefahr ist, daß bei uns bestehende Möglichkeiten der Meinungsäußerung nicht genutzt werden. Gerade dies aber war, als der DISKUS gegründet wurde, die Absicht der Stifter, daß den Studenten über den beschränkten Aspekt des Fachstudiums hinaus die Möglichkeit zur öffentlichen Äußerung gegeben wird. Die bloße Tatsache der Existenz des DISKUS kann darum als Zeichen dafür genommen werden, daß die Bemühung um den Kontakt zur Außenwelt — sei es in politischer, sei es in kultureller Hinsicht — nicht verloren gegangen ist. Über die Qualität der Bemühung, d. h. über die Frage des Gelingens, kann hier nicht entschieden werden. Daß sie für die Zukunft sich wenigstens in der vorliegenden Form erhalten, möglichst aber noch besser werden möge, hängt nicht nur von der Redaktion, sondern von der „Korrespondenz" im engeren und weiteren Sinne ab, in der sie und die Leser sich befinden. Die Aufnahmen dieser Seite entstanden während des Empfangs, zu dem der DISKUS aus Anlaß seines zehnjährigen Bestehens eingeladen hatte. -hhk-

Fotos: Abisag Tüllmann (3), Malte Rauch (3)

DADA-Huelsenbeck
mit Feuilleton-Reuther

Der Wissenschaftsrat fordert neue Hochschulen

Fast 200 000 Studenten haben sich für das Sommersemester an den wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik eingeschrieben. Dieser Rekordandrang hat an fast allen Hochschulen katastrophale Verhältnisse geschaffen: Überfüllte Hörsäle, überfüllte Seminare, überfüllte Mensen. Als „privatissime" angekündigte Seminare mußten in mittelgroße Hörsäle verlegt werden. Die Überfüllung und ihre Begleiterscheinungen haben den Wissenschaftsrat dazu veranlaßt, bereits zu Anfang dieses Semesters zu einigen vordringlichen hochschulpolitischen Fragen Stellung zu nehmen. Ein Gesamtbericht über die Lage der wissenschaftlichen Hochschulen wird erst in einiger Zeit verabschiedet werden. Der DISKUS veröffentlicht nachstehend den Text der Stellungnahme des Wissenschaftsrates.

I.

Das dem Wissenschaftsrat vorliegende Material erlaubt nach eingehender Prüfung auch bei der gegenüber zahlenmäßigen Vergleichen gebotenen Vorsicht folgende Feststellungen:

Unzureichende Ausbildungskapazität

Die Zahl der Studenten in der Bundesrepublik hat sich, bezogen auf die Einwohnerzahl, im Vergleich zum damaligen Deutschen Reich in den letzten 30 Jahren etwa verdoppelt. Das gleiche gilt für fast alle Länder Westeuropas. Dabei liegt die gegenwärtige Zahl von rund 190 000 Studenten auf rund 55 Mill. Einwohner — das sind 32 Studenten auf 10 000 Einwohner — in der Bundesrepublik noch unterhalb des Durchschitts vergleichbarer europäischer Länder, der 1958 36 Studenten auf 10 000 Einwohner betrug. Diese Relation, die durch weitere Beispiele ergänzt werden könnte, macht deutlich, daß die gegenwärtige Überfüllung der wissenschaftlichen Hochschulen in der Bundesrepublik aufs Ganze gesehen nicht auf einer anomalen, für die heutige Gesellschaft zu hohen Studentenzahl beruht, sondern auf der unzureichenden Ausbildungskapazität der wissenschaftlichen Hochschulen.

Weiterer Andrang zu den Hochschulen

Berechnungen über die voraussichtliche Entwicklung der Studentenzahlen in den nächsten 10 Jahren lassen mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten, daß diese Zahlen sich entsprechend der allgemeinen europäischen Entwicklung noch um mindestens 25 Prozent weiter erhöhen werden. Dabei können die starken Geburtsjahrgänge der Jahre 1938 bis 1943 zu einem noch stärkeren Ansteigen, besonders in den Jahren 1962 bis 1964, führen. Ferner wird die Ausbildung ausländischer Studenten, insbesondere aus den Entwicklungsländern, der sich die Hochschulen nicht entziehen dürfen, zur Erhöhung der Studentenzahlen beitragen.

Erweiterungsbauten schon jetzt zu klein

Selbst wenn alle derzeitigen Entwicklungspläne der wisschenschaftlichen Hochschulen, die dem Wissenschaftsrat zur Prüfung vorliegen, in etwa 5 Jahren verwirklicht sind, wird die dadurch gewonnene Gesamtausbildungskapazität erst ungefähr der Studentenzahl gerecht werden, die schon jetzt an den wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik vorhanden ist. Durch den Ausbau der bestehenden Hochschulen allein kann die zunehmende Überfüllung daher nicht beseitigt werden.

Vor allem aber darf bei der Entwicklung der Hochschulen die Frage der Ausbildungskapazität nicht nur quantitativ gesehen werden. Der Ausbau muß vielmehr eine entscheidende qualitative Verbesserung der Ausbildungs- und Forschungsmöglichkeiten bewirken; er soll die Hochschulen auch instand setzen, der allgemeinen und staatsbürgerlichen Erziehungsaufgabe besser gerecht zu werden und das studentische Gemeinschaftsleben zu entwickeln. Hieraus ergeben sich Grenzen für die Erweiterung der bestehenden wissenschaftlichen Hochschulen.

Keine Fehlsteuerung des akademischen Nachwuchses

Infolge der Unmöglichkeit, allen denjenigen, die Zugang zu einer bestimmten Fakultät suchen, die für ein ordnungsgemäßes Studium erforderlichen Mindestvoraussetzungen zu gewähren, mußten bei mehreren Fakultäten faktische Zulassungsbeschränkungen eingeführt werden. Dies führt nur teilweise zu der wünschenswerten gleichmäßigeren Verteilung der Studenten und damit zu einer sinnvolleren Ausnutzung der vorhandenen Ausbildungskapazität. Zulassungsbeschränkungen beeinträchtigen oder verzögern die Studienmöglichkeiten. Hiergegen bestehen nicht nur die bekannten grundsätzlichen Bedenken; hinzu kommt die Gefahr der Fehlsteuerung des akademischen Nachwuchses aus den besonders betroffenen naturwissenschaftlichen und technischen Fakultäten in ohnehin überlaufene geisteswissenschaftliche Fakultäten. Dennoch sind die Zulassungsbeschränkungen bei den bestehenden Verhältnissen unumgänglich. Umso dringender müssen die Voraussetzungen für ihren Fortfall geschaffen werden.

30 000 Honnefer

Das Deutsche Studentenwerk veröffentlicht in seinem Pressedienst folgende Statistik über die Förderung nach dem „Honnefer Modell" im Wintersemester 1959/60:

Hochschulen	deutsche Studierende insgesamt	davon aus Mitteln des Honnefer Modells Geförderte	
Universitäten	133 183	21 654	(16,26%)
Technische Hochschulen	41 795	6 501	(15,55%)
Theologische Hochschulen	2 504	947	(37,82%)
sonstige *) Hochschulen	4 970	885	(17,81%)
Insgesamt	182 507	29 987	(16,44%)

*) Bergakademie Clausthal, Med. Akademie Düsseldorf, Tierärztl. Hochsch. Hannover, Landwirtschaftl. Hochsch. Hohenheim, Wirtschaftshochsch. Mannheim, Hochsch. f. Wirtschafts- u. Sozialwissensch. Nürnberg, Hochsch. f. Sozialwissenschaften Wilhelmshaven.

II.

Angesichts dieser Tatsachen empfiehlt der Wissenschaftsrat schon vor der Vorlage seines Gesamtberichtes folgende Maßnahmen:

- Der räumliche, personelle und materielle Ausbau der bestehenden wissenschaftlichen Hochschulen muß mit allem Nachdruck und in steigendem Maße gefördert werden.
- Ebenso wie durch die Höheren Technischen Anstalten (Ingenieurschulen) für den Bereich der technischen Disziplinen ein bestimmten Erfordernissen der Praxis entgegenkommender Ausbildungsgang außerhalb der Technischen Hochschulen besteht, muß für Teile der auf der Universität gelehrten Fächer die Einrichtung entsprechender Ausbildungsmöglichkeiten neben der Universität ernstlich geprüft werden.
- Darüber hinaus machen es der steigende Ausbildungsbedarf und die beschriebenen Grenzen, die der Erweiterung der Kapazität der bestehenden Hochschulen gesetzt sind, notwendig, die Neugründung wissenschaftlicher Hochschulen vorzubereiten.

III.

Der Wissenschaftsrat hat einen Ausschuß eingesetzt, der die mit der Gründung und Gestalt neuer Hochschulen zusammenhängenden Fragen im einzelnen prüfen soll.

HALLOO-WACH macht munter

Hochschulkomitee gegen Apartheid

Aus leitenden Persönlichkeiten der Kirche, der Universitäten, des afrikanischen Volkes und aus Studentenvertretern setzt sich das „Südafrikanische Hochschulkomitee" zusammen, das jetzt in Johannesburg gegründet wurde.

Dem Präsidium dieses Komitees, das seine Hauptaufgabe darin sieht, den Farbigen Südafrikas eine Hochschulausbildung zu ermöglichen, gehören neben andern an:

- der Bischof von Johannesburg, Ambrose Reeves,
- Albert John Luthuli, Ex-Präsident des von der Unionsregierung verbotenen „Afrikanischen National-Kongresses" (ANC) und
- der Schriftsteller Alan Paton, der in Deutschland hauptsächlich durch sein Buch „Denn sie sollen getröstet werden" bekannt wurde.

Durch das Inkrafttreten der beiden „University Apartheid Acts" (vgl. „Pulverfaß Südafrika" in der Aprilausgabe des DISKUS) ist es den farbigen Studenten praktisch unmöglich gemacht, an den Hochschulen Südafrikas zu studieren.

Das „Südafrikanische Hochschulkomitee" will nun für die Studenten Alternativmöglichkeiten schaffen. Durch einen Dreijahreskurs können sie sich an einem dafür eingerichteten „Tutorial College" in Johannesburg auf das Aufnahme-Examen der Londoner Universität („London General Certificate of Education") vorbereiten. Die Studenten werden in der näheren Umgebung von Johannesburg wohnen. Sie verfügen über kein eigenes Universitätsgelände mit seinen Einrichtungen wie Bibliotheken und Laboratorien.

Das „Südafrikanische Hochschulkomitee" hat in einem dringenden Aufruf, der vom Bischof von Johannesburg unterzeichnet ist, um finanzielle Unterstützung gebeten. Die Kosten für einen Studenten betragen ungefähr 100 Pfund pro Jahr. Außerdem fehlt es dem Komitee an Mitteln für Unterbringung, Verpflegung und Lehrbücher.

Der Verband Deutscher Studentenschaften hat dem Komitee seine Unterstützung angeboten. (info/DISKUS)

foto WAGNER berät Sie in allen Foto- u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

Ist die Studentenschaft unpolitisch?

Über mangelnde politische Aktivität der Studenten und fehlendes Interesse an den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit beklagen sich aufgebrachte Journalisten in spaltenlangen Artikeln der Tagespresse. Wer hingegen in den Pausen über die Flure geht, empfängt einen anderen Eindruck: allenthalben sieht man Kommilitonen hinter Zeitungen verborgen, und die Zahl der Studentenabonnements auf Tageszeitungen steigt von Semester zu Semester.

Die Entrüstung der Redakteure über zu geringen politischen Eifer der Studenten wirkt allerdings wie ein Pistolenschuß mit leerem Magazin. Die Universität stellt höhere Anforderungen an den einzelnen als sie zum Lesen eines Leitartikels erforderlich wären. Das Problem liegt wesentlich tiefer und kann nicht allein durch die Forderung nach besserer Information aus der Welt geschafft werden, denn Information ohne eine Grundlage reinen Wissens verdirbt höchstens die Chancen jemals ein politisches Niveau zu erreichen. Erst ein guter Überblick über die gegenwärtige Mächtekonstellation und ihre geschichtlichen Hintergründe kann fruchtbaren Boden abgeben für politische Information. Einfaches Aufnehmen der Fakten „hält zwar auf dem Laufenden", man „weiß, was in der Welt vorgeht", aber von größerem Nutzen ist es nicht.

Hier soll einer politischen Erziehung der Studenten nicht das Wort geredet werden. Das ist ein Begriff, der im östlichen Teil Deutschlands zum alltäglichen Wortschatz gehört.

Vielmehr bedeutet für die westliche Welt die politische Aktivität der Vielen: sie ist Garantie der Rechtsstaatlichkeit. Wie steht es also mit dem Interesse der Studenten an politischen Fragen? Weniger als 40% nehmen durchschnittlich an den Wahlen für das Studentenparlament teil, eine verschwindend geringe Zahl nimmt Anteil an der Arbeit des Allgemeinen Studentenausschusses, und AStA-Referate bleiben oft monatelang vakant, weil sich kein Anwärter findet. Diese Seite studentischer Interessenlosigkeit ist um so erstaunlicher, als es hier ja um die eigenen Belange geht.

Politik sollte nicht nur für Studenten, sondern auch von Studenten gemacht werden. Wer diskutiert heute noch mit Leidenschaft über politische Möglichkeiten, wie es in der Weimarer Republik gang und gäbe war? Ist der Student von heute eine „unpolitische Figur"? Politischen Drill nach Moskauer Manier auf unseren Universitäten einzuführen ist keine Lösung. Gerade die Chance freiwilliger Aktivität auf politischem Gebiet macht unseren Vorteil über die Deutschen im kommunistischen Machtbereich aus. Auf politisches Interesse können wir ohne die Gefahr einer völligen Entmündigung in Kauf zu nehmen, sicher nicht verzichten.

Uta Heckel

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 26, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

FRANKFURTER VOLKSBANK
e.G.m.b.H.
Seit 1862 im Dienste der mittelständischen Wirtschaft
Hauptstelle und Direktion
BORSENSTRASSE 1 - HAUS DER VOLKSBANK
FERNRUF-SAMMELNUMMER 20671
FERNSCHREIBNUMMER 04-12108
mit ihren Geschäftsstellen

Nordend	Friedberger Landstraße 74
Sachsenhausen	Schweizer Straße 54a
Gallus	Mainzer Landstraße 150
Altstadt	Berliner Straße 34
Hauptbahnhof	Kaiserstraße 77
Am Schlachthof	Deutschherrnufer 33
Eschersheim	Am Weißen Stein 7
Oberursel/Taunus	Allee 32
Bad Homburg v.d.H.	Louisenstraße 47

Altes Kraut mit neuem Duft

zu Arno Schmidts
„Rosen & Porree"

Vor Jahresfrist, im Mai 1959, widmete der „Spiegel" Titelbild und 33 Spalten im Heft dem Dichter Arno Schmidt. Ein Nachrichtenmagazin mit in der Regel halbintellektuellem Publikum macht Meinung, eine Meinung, an der wir übrigens gar nichts aussetzen wollen; im sogenannten literarischen Teil indessen hat man sich oft gehörig im Urteil vergriffen, oder mehr noch, hat sich weniger um Urteile bemüht, als um die Divanatur, die doch in jedem Poeten ein bißchen stecken soll, um die kleinen abseitigen Eigenheiten, die sich hat gut verkaufen, und wir geben ja zu: verkauft werden muß.

Dem Arno Schmidt, Nihilisten, Atheisten, Erotomanen und was sonst noch wird denn auch angekreidet, er sei zu allem noch ein intellektualistischer Narzißt. In der Tat liefert er immer in Bündeln seine Bildung mit, zeigt geradezu verschrobene Verliebtheit zum abgelegenen, aus dem normalen Wissenskreis gerutschten Fakt. Gelegentlich ist der Leser wirklich atemlos zwischen Lektüre und Lexikon auf dem Sprung. Eine Haltung, die, bevor wir sie für Arroganz nehmen, uns doch eher auf die humane, nur von der Umwelt verletzte Hoffnung deutet, es möge endlich der Geist sich in der Welt etablieren (und freilich ist sie auch Provokation des mürrischen Konsumenten im Lehnstuhl, dessen Bildungskatalog sie durcheinanderbringt.

Eine nun tatsächlich bemerkenswerte Anzahl beleidigter Leser, die allesamt ihre Bierdeckelideale auskramten, replizierten barsch. Erwartungen indessen, daß nach solchem Lärm die mageren Verkaufsziffern der Bücher Schmidts um einiges sich verbessern würden, waren trügerisch. Der Stahlberg Verlag, von dem alle nach 1955 erschienenen Schriften des Autors ediert wurden, meldet: es passiert nichts, kein nennenswerter Umsatz, Verkauf wie vorher zwar mit Kontinuität, aber stückweise nur.

Die wackren Leute, die sich durchweg auch für tapfere Leute halten, schrieben einen Brief und damit gut. Das ist einmal Zeichen dafür, wie leicht man sich mit der bloßen Information begnügt, ohne der Sache selber auch nur einen Blick zu schenken, zum anderen noch, wie heute sich jedermann ein Urteil über Literatur anmaßt, weil er das ABC kennt.

Stahlberg hat nach diesem offensichtlichen Mißerfolg nicht gezögert, ein weiteres Buch Arno Schmidts vorzulegen. „Rosen & Porree." Kein eigentlich neues Buch, Zusammenfassung vielmehr einiger schon vor Jahren erschienener Kurzromane und theoretischer Schriften. „Die Umsiedler" und „Alexander", von Andersch in der längst verschollenen Reihe „studio frankfurt" herausgebracht (wo auch Texte von Böll, Bachmann, Weyrauch, Hildesheimer erschienen); „Seelandschaft mit Pocahontas", „Berechnungen I und II" aus der ebenfalls verschwundenen, ebenfalls von Andersch redigierten großartigen Zeitschrift „Texte und Zeichen"; „Kosmas" schließlich, 55 im Agis-Verlag veröffentlicht, vergriffen.

Ohne Ausnahme sind es paradigmatische Stücke für die vom Autor erarbeiteten Schreibtechniken. Wir haben in einer ausführlichen Arbeit Schmidts gesamtes vorliegendes Werk erörtert (DISKUS 9/1958). Es scheint allerdings notwendig, da wenigen unserer Leser dieser Beitrag greifbar sein wird, noch einmal hier auf das Wesen seiner Prosaformen einzugehen. Schmidt nennt 3 formale Modelle, nach anderen ist er auf der Suche. Jedes einzelne entspricht einem Bewußtseinsvorgang, er bezeichnet sie: „Erinnerung", „Löchriges Dasein", „Gedankenspiel". Charakteristisch im besonderen ist die Druckweise seiner Form „Löchriges Dasein", für deren Plausibilität eine Passage aus Kosmas stehen mag (Kosmas, das ist jener ägyptische Mönch der Spätantike, dessen kurioses Weltbild bestimmt ist vom „Berg des Nordens", um den Sonne und Mond kreisen; hier wie überall bei Schmidt ist Christentum Symbol für wahrheits- und wissenschaftsfeindliche Haltung):

Noch gerade liegen: Kaumlicht. (Also Hypalampuses Hemeras.)

Der Hof: füllte sich mit Schallspuren: Tritte zogen knopfige Reihen. Am Fenster vorbei. Gäule rammten Prallbündel aufs Pflaster. (Quieke hoppelten; Rufe pendelten drüber weg.)

Rasch draußen umsehen: das Jammerbild des Mondes, Einer der verdrossen am Eierkopf hängt, mikrokephal, schlotterte durch Wolkenschlafröcke; genickschüssig.

Schweigend frühstücken (Wir beten weder zu alten noch zu neuen Göttern. Eutokios schon im Schafspelz; mein Vater besorgt und abstrakt wie immer).

Schmidts Prosa ist zerstückelte, zerfetzte Kontinuität; einzelne komprimierte Bilder setzt er wie Waben nebeneinander, zu einer neuen flächenhaften Zeitstruktur. Handlung ist ohne Bedeutung, allenfalls Vehikel für die Polemik des Autors, dennoch aber von eigentümlicher Gespanntheit, raffiniert die Dosis Sexualität, die er einträufelt. „Die Ereignisse unseres Lebens springen ... von Mitternacht zu Mitternacht ist gar nicht 1 Tag, sondern 1440 Minuten (und von diesen wiederum sind höchstens 50 belangvoll)." Die Gegenwartsempfindung ist „porös" und „unser Gedächtnis, ein mitleidiges Sieb ..." Freilich referiert er mit moralisierendem Pathos oft über eine Vergottung der Wissenschaft. Bei ihm hat Technik nichts Dämonisches, Feindliches, sondern ist Ausweg, wie etwa die Natur noch. Diese zuweilen hymnischen Paraphrasen eines künftigen physischen Zeitalters wollen in ihrer hoffnungsvollen Stimmung durchaus nicht zum Skeptiker passen. Bei allem Kalkül langweilt Schmidt indessen nie; die in Wortmontage und Metaphorik expressiven Partikel sind von der Art jener chinesischen Papierblumen, die im Wasser sich zu unerhörter Größe und Buntheit entfalten; in der Erinnerung des Lesers gibt es keine Leerstellen.

Die Herausgabe des Buches; ohnehin gerechtfertigt, weil Verstreutes und Verschollenes neu zugänglich wird; hat seinen besonderen Wert in der Konfrontation von Prosaexperiment und dessen theoretischer Erläuterung. Er schreibe an einem neuen Roman, teilt uns Arno Schmidt mit; ohne Zweifel wird dieser so wenig wie die uns vorliegenden Platz haben unter der Käseglocke des Konventionellen. R. W.

Arno Schmidt: „Rosen & Porree", Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1959, 308 Seiten, Ganzleinen, DM 16,80.

Wer wüßte nicht, daß es Bücher gibt, vor denen der Rezensent ins Schwitzen kommt, die sich seinem Zugriff entziehen und auch nur durch einen kompletten Abdruck kaum annähernd gewürdigt werden könnten? Es sind dies jeweils Symptome hoher Qualität, und nirgends stammelt der Berichterstatter unartikulierter. Das ist in ähnlicher Weise der Fall bei dem ungewöhnlichen Fotobuch,

„Vivat Vamp", mit einem gezeichneten Kommentar von Paul Flora und einer Einleitung von Gregor von Rezzori, Diogenes Verlag, Zürich 1959, 120 Seiten, kartoniert DM 12,80.

Diese Fotogeschichte des Vamp, vom Schlage der Lya de Putti bis zur Frigidaire-Schönheit Zsa Zsa Gabor die gesamte Typologie des erotisierten Weibes vorführend, ist zugleich ein Denkmal für eine aussterbende Gattung. Der Vamp, vornehmlich vom Startum des frühen Films kreiert, etymologisch von Vampir, dem blutsaugenden Ungeheuer sich herleitend, ist ausgestorben. Der Vamp ist tot — es lebe der Vamp!, ruft gleichsam auch Gregor von Rezzori, der dem verblichenen Unter- und Überweib wortreiche Nekrologe flicht: „Denn die voluptösen Verheißungen des Vamps, die strotzenden Üppigkeiten seiner Reize sind unerreichbar wie die Früchte des Tantalus. Die Einladung im Gutturalton führt zu keiner Zeugung, dient lediglich dazu, den Mut des Spießers so weit anzusieden, daß er bereit ist, alle Konventionen zu zerschlagen. Indes ist er damit einen Schritt zu weit gegangen: er hat die Libertinage so weit getrieben, den Vamp zu heiraten. Wo der saugende Blick der femme fatale, die Schwelgerei ihres Décolletés, die ritzende Lustbarkeit ihrer blutigroten Nägel zur erotischen Hausmannskost gehören, zu legitimen Verführungsmitteln der angetrauten Gattin geworden sind, da erleidet das sexuelle Wunschbild notwendig eine Wandlung ins Gegenteil."

Nach diesem Schema des Abstiegs in die emanzipierte Erotik von heute ist auch die Folge der Vampbilder ausgewählt: von der unnahbaren, selbstverzehrenden erotischen Potenz einer Theda Bara, bis zum Kindweib Brigitte Bardot ist's ein Niedergang; die hochgespannte Erotik des dämonisierten Weibes verkommt. vom Boudoir auf den Campingplatz entlassen, zum nackerden Eiapopeia im Bikini, der weder Stimulus noch Geheimnis ist, sondern marktgerechtes Produkt.

Ohne die witzigen, da und dort persiflierenden aber insgesamt auch deutenden Zeichnungen von Paul Flora wäre diese sittengeschichtliche Enzyklopädie fade geworden. Flora ergänzt den Mann, den Erfinder und Widerpart des Vamps, in kühnen Montagen und Strichzeichnungen. Seine Kommentare ersparen umschweifige Beschreibungen und verleihen diesem spritzigen Bilderbuch analytischen Tiefgang. fm.

Leser gesucht

Albrecht Fabri: „Variationen", Essays. Limes-Verlag, Wiesbaden 1959, 145 Seiten, Leinen DM 9,80.

Im Limes-Verlag erscheint eine Essaysammlung von Albrecht Fabri unter dem Titel „Variationen", ein Titel, der hier Charakteristikum einer Schreibweise ist. Die Variation erlaubt jedwede Veränderung des Themas, seine Paraphrasierung, seine Umkehrung, ja seine völlige Auflösung in ein neues. Themen wie „Kann man Dichter besuchen?", „Was eigentlich ist ein Schriftsteller?", „Literatur als Gespräch", „Dialog über Kunst und Wirklichkeit", „Über den Ruhm" erfragt er, beleuchtet sie in ihren Nuancen, zerlegt sie motivisch, erfaßt sie antithetisch und wandelt sie schließlich oft in korrigierende Kritik. „Herrschaft der Phrase", „Die Sprache denkt für Sie", „Rede auf Gottfried Benn", — Überschriften sagen nichts aus über den Inhalt, dieser stellt sich im Verlauf des Schreibens erst her. Sprache ist für Fabri Weg und Ziel, die sinntragende Kraft überhaupt; in ihr stellt sich ihm die Wirklichkeit nicht nur dar, sie ist Wirklichkeit, insofern Darstellung Wirklichkeit ist. Demgemäß experimentiert er mit ihr und versucht sie nahezu zur Offenbarung zu zwingen. Er experimentiert nach Herzenslust (soweit das in einem Stück nichtpoetischer Natur möglich ist), davon zeugen die winzigen Lücken, die für den Leser die Rosinen sind — oder die Schrittchen, die er lachend von einem Stein zum anderen springt. Die Anordnung im Kaleidoskop seiner Einfälle ermöglicht dem Leser, am Vollzug des Schreibens teilzuhaben. Das ist das Reizvollste an diesem Buch. Nur gibt sich das Eindringen vielleicht etwas allzu intim: Stil und Sprache scheinen aus einem Diarium unverändert übernommen.

Essaysammlungen kranken zumeist an etwelchen Wiederholungen. Die interessantesten Erarbeitungen kehren als Beilage zu anderen Themenbehandlungen obligatorisch wieder. Daran fällt auf, daß die Fabrische kritisch-dialektische Verfahrensweise schon eine Neigung zum Schema zeigt.

Doch leider: wer liest Essays? Die's tun, haben in vorliegendem Falle nicht sehr viel davon, und die, die's nicht tun, sind die, die 'was davon hätten ... Ch. R.

„artikulationen"

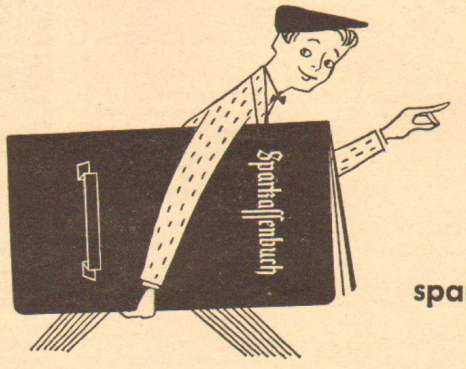
Franz Mon: „artikulationen". Verlag G. Neske, Pfullingen.

„text ist ein versuch, der erwartung recht zu geben" — einer Erwartung, die in einem „riesigen Hof" von Artikulierbarem bereitliegt und darauf harrt, getroffen zu werden. Für Franz Mon — der hier sein erstes eigenes Gedichtbändchen vorlegt — umfaßt jener Hof nicht nur den gesamten halbbewußten Untergrund gesprochener und sprechbarer Sprache, mit Anklängen und Andeutungen, sondern ebenso das Blatt Papier, auf das „Text" geschrieben werden soll: Mit seinen Möglichkeiten des Hin- und Herrückens und Zerhackens der Worte, des Verdrehens und auf-den-Kopf-Stellens und des Lesens von allen Richtungen. „es wird immer zu wenig bedacht, daß lesen ein umfassenderer vorgang ist als das entziffern von buchstaben, das ordnen fixierter zeichen zu einem sinn. es gibt nichts wahrnehmbares, das nicht auch ‚lesbar' wäre."; „wichtig ist das format des spielraums und der lichtwert der druckbilder ..., weil sich lesewerte über den bloßen wortsinn hinaus verkörpern."

Die unermeßliche Fülle von Möglichkeiten, die sich hier für „Text" auftut, wirkt bestechend — so bestechend, daß man bei etwas sauberem Spürsinn vor solch schwelgendem Unendlichkeitspathos Bedenken haben wird. Und dann kann man nicht umhin, mit einem etwas boshaften Lächeln zu konstatieren, daß in diesen Gedichtband gleich Werbeplakaten kurze Essays eingestreut sind. Soll man aus ihnen erst lernen, wie die Gedichte verstanden werden wollen? — meint der Autor, seine Verse hätten diese Krücke nötig?

In der Tat scheinen manche der Gedichte sich darin zu erschöpfen, Paradepferde für eine ästhetische Konzeption zu sein („wie jedes rot" „spiegel gespiegelt", „verzögerte biographie", „lös"; und auch bei „fast undurchsichtig" und „aus was du wirst" scheint das Experiment noch in einem recht frühen Stadium stehengeblieben zu sein). Andere aber, besonders die zu Beginn des Bändchens stehenden „rad eine hand", „aber", sind weit über jenen Verdacht hinaus. Ja, sie gehören wohl in die erste Reihe dessen, was an lyrischer Produktion in den letzten Jahren veröffentlicht worden ist.

Doch wenn die Zwischentexte auch jenes fatale Moment der Hilfestellung an sich haben, — ihnen selber ist nicht zu entgehen. Die Diktion ist gerafft und hart; nur selten erliegt die Sprache der Versuchung zu lyrizistisch ungenauem Sich-Ergehen, dem Schwelgen der Metapher. Obschon Apollinaire und selbst Benn gegenüber kaum etwas Neues gesagt ist, obschon die gemeinte Gattung Lyrik Mode geworden ist, hat man für diese klaren und durchdachten Texte dankbar zu sein. „text und lektüre" zumal sei erwähnt, dann „gruppe und reihe" und besonders „der nie begonnene beginn" (der Titel in seiner etwas koketten Dialektik ist hier das am wenigsten Gelungene). W. Menzel



Wer vorwärts will, muß sparsam sein

STADTSPARKASSE FRANKFURT AM MAIN

Janheinz Jahn

Die Vorurteile gegen das afrikanische Essen

Fotos: Wolfgang Vogel

Janheinz Jahn, der Verfasser dieses Beitrags, der seinem Buch: „Ins neue Afrika — Ergebnisse einer Reise nach Westafrika", das im Herbst beim Eugen Diederichs-Verlag, Düsseldorf, erscheinen wird, entnommen ist, ist unseren Lesern kein Unbekannter. Seine Beschäftigung mit der Kultur Afrikas brachte Bücher wie „Muntu-Umrisse der Neoafrikanischen Kultur" (Diederichs), dessen Übersetzungen noch in diesem Jahr in England, Italien, Frankreich, den USA und in Schweden herauskommen werden, „Schwarze Ballade-Moderne — afrikanische Prosa beider Hemisphären" (Diederichs) „Schwarzer Orpheus — moderne Dichtung afrikanischer Völker beider Hemisphären (Hanser, München) und andere. Wir danken dem Eugen Diederichs-Verlag für die freundliche Genehmigung dieses Vorabdrucks.

*

Die Europäer, die in Westafrika leben — Kaufleute, Beamte, Lehrer, Techniker, Missionare — selbst die „Alteingesessenen" mit Jahrzehnten sogenannter Afrikaerfahrung, erklären übereinstimmend das afrikanische Essen als ungenießbar. Den Versuch, sich daran zu gewöhnen, haben sie nie gewagt, nach dem ersten schüchternen Anschmecken schüttelten sie sich, gaben es auf und blieben dabei, sich von abgerichteten Dienern Nahrung aus europäischen Importkonserven bereiten zu lassen. Selbst Anthropologen, Ethnographen und Sprachwissenschaftler, die in entlegenen Gebieten einheimische Volksgruppen besuchen und untersuchen und auf ein gutes Verhältnis zur Bevölkerung angewiesen sind, pflegen ihre Jeeps mit Konserven vollzupacken und die Speisegemeinschaft mit den Einheimischen zu meiden.

Diese Abhängigkeit von der Konservenbüchse schränkt die Beweglichkeit ein oder läßt den Reisenden vom eigenen Fahrzeug abhängig bleiben. Immer aber verbaut sie die echte menschliche Beziehung, denn wie soll ein unbefangenes Vertrauen sich herstellen können, wenn der eine den Tisch des andern verachtet, die tägliche Nahrung des andern für ungenießbar erklärt oder gar für schmutzig? Die Diskriminierung der Speise unseres Mitmenschen bedeutet die Diskriminierung dieses Menschen selbst, und man glaube nicht, daß der Afrikaner es anders empfände. Laut Moses wird der, welcher eine verbotene, also „unreine" Speise verzehrt, selber „unrein an seiner Seele", die Speise ist nicht nur Speise, sie ist ein Symbol, sie hat unabhängig von ihrem Geschmack, ihrem Nährwert, einen metaphysischen Wert. Sie stiftet seit altersher die menschliche Gemeinschaft im gemeinsamen Mahl, im Liebesmahl und im Gastmahl und stößt den „Unreinen" von der Tafel und aus der Gemeinschaft der Gleichen. Das Dienstmädchen, das in der Küche ißt und nicht an der gemeinsamen Tafel der „Herrschaft", bestätigt dieser den sozial höheren Rang, die Trennung von Mannschaftstisch und Offizierskasino dient der Aufrechterhaltung von Kommandogewalt und Sozialprivileg, und jeder Kampf um sozialen Aufstieg und gleiche Rechte symbolisiert sich im Kampf um das Recht auf den gemeinsamen Tisch. „Ich bin der dunklere Bruder", heißt es in einem Gedicht von Langston Hughes,

„Sie schicken mich in die Küche,
Wenn Gäste kommen,
Ich aber lache
Und esse mich satt
Und werde stark dabei.
Morgen aber
Werde auch ich an der Tafel sitzen,
Wenn Gäste kommen,
Und keiner wird wagen,
Mir dann zu sagen:
‚Iß in der Küche.'"

(Hughes)

Die Könige Dahomes, die göttliche Ehren genossen, pflegten alleine zu essen; wer gewagt hätte, ihnen dabei zusehen zu wollen, hätte sein Leben verwirkt. An der Tafel des Königs, des Vorgesetzten zu sitzen, ist dem Untergebenen hohe Ehre; Gleichheit des Ranges jedoch dokumentiert sich dadurch, daß jeder die Tafel des anderen ehrt.

Seit man in Afrika von Gleichberechtigung redet, haben die Europäer bevorzugte Afrikaner, „erzogene", „europäisch gebildete", an ihre Tische gebeten, sei's in Europa, sei es in Afrika, und diese, so glauben sie, dadurch geehrt. Doch der Gegenbesuch an der afrikanischen Tafel steht immer noch aus, es sei denn, daß diese europäisch gedeckt sei. So wird die Herrschaft der Privilegien noch immer aufrechterhalten. Nur wer sich als Gast an die afrikanische Tafel begibt und es nicht aus Herablassung tut, „um das eben auch mal zu probieren", sondern sich der Ehre bewußt ist und sie als solche empfindet, hat Afrika in seinem Bewußtsein zum gleichen Partner gemacht. Ich habe in Westafrika noch kein halbes Dutzend Europäer getroffen, die nichts dabei fanden, afrikanische Mahlzeiten zu sich zu nehmen.

Ein Vorwand, persönlichen Beziehungen zu Afrikanern aus dem Wege zu gehen, ist der oft gehörte Vorwurf mangelhafter Hygiene. Pharmazeutische Fabriken geben dem Tropenreisenden Ratgeber in die Hand — „Wie bleibe ich in den Tropen gesund?" — aus denen er ersehen kann, welche Tropenkrankheiten ihn bedrohen, wie sie zu heilen sind und was er tun kann, um sich nicht zu gefährden. Die Impfungen gegen Pocken und Gelbfieber sind ohnehin gesetzliche Vorschrift, weitere Impfungen gegen Cholera, Typhus, Paratyphus und Wundstarrkrampf sind von zusätzlichem Nutzen, und die Malaria-Prophylaxe ist unerläßlich. Alle ernsthaften Gefahren für die Gesundheit sind damit gebannt, was übrig bleibt sind eine Serie von Krankheiten, die freilich wenig angenehm sind, aber kaum die freiwillige Quarantäne rechtfertigen, die einem in jenen Schriften empfohlen wird. Wollte man sich in Europa ähnlich gegen Krankheiten wappnen, müßte man sich in ein Sanatorium einsperren, in welchem aber nur Gesunde sich aufhalten dürften.

Man soll „Schnürschuhe" tragen, „die bis über die Knöchel reichen", sich nie der Sonne aussetzen, — „als Kopfbedeckung dient der Tropenhelm aus Kork" — man soll „auch im Hause nicht barfuß gehen", vor allem aber Menschenansammlungen und „das Übernachten in Hütten und Rasthäusern der Eingeborenen (!) meiden", soll „die Füße des eingeborenen Personals auf Sandflöhe kontrollieren" und „für die Eingeborenen getrennte Aborte anlegen, die nicht zu dicht bei den Wohnungen liegen dürfen".

Noch immer wird in diesen Ratschlägen der Europäer als der unbezweifelte Herr angesehen, die „Eingeborenen" als verlaustes, verdrecktes Pack. Die Hygiene ist nur Vorwand, Absonderung und Herrschaftsanspruch werden als Furcht vor Mikroben getarnt. Auf diese Weise sind jene „Residential Quarters", jene Europäerwohnviertel entstanden, die man heute überall in Westafrika, vor allem in den ehemals oder noch britischen Teilen antreffen kann, weit draußen, außerhalb der afrikanischen Städte, wie Inseln von den Kontinenten farbiger Menschheit durch Kanäle von Wasser, Wald oder Steppe getrennt. Innerhalb dieser splendid isolations führt man ein aufwendiges Herrendasein, unafrikanischer Not, die man durch Verordnungen, Boten und Telefone von hier aus zu regieren beliebte. Ob diese herrschaftlichen Absonderungen wirklich vor Krankheiten schützen, ist zu bezweifeln. Die Bewohner sind gesund oder krank, wie andere Leute auch; Schnupfen, Husten und Grippe kommen und gehen wie überall, Tropenkrankheiten sind selten, ebenso selten wohl wie bei den Europäern, die — wie oft in den französischen Einflußgebieten — zwischen afrikanischen Einwohnern wohnen.

Neuerdings ist die Exklusivität der „Residential Quarters" gebrochen. Afrikaner dürfen nun auch dort Häuser erwerben, was dank der hohen Kosten nur wohlhabenden, europäisch erzogenen und begünstigten Leuten möglich ist. Auch sie dokumentieren sich in diesen Wohnvierteln als höhergestellte, herrschende und privilegierte Klasse, ihr Einzug gilt als Fortschritt und Aufstieg, noch gelten diese neuen Einsiedler in die Herrenviertel als Vorhut des Volkes, und es bleibt abzuwarten, ob es ihnen gelingen wird, sich auch fürderhin dem Geist dieser Lokalität zu entziehen und nicht wie die Vorgänger zur parasitären Gesellschaft zu werden.

In diesen Familien serviert man zweierlei Kost, afrikanische, wenn man unter sich ist oder Afrikaner zu Gast hat, europäische, wenn ein Europäer zugegen ist. Da es für unhöflich gilt, einem Gast etwas vorzusetzen, was er nicht zu sich nehmen kann, die gemeinsame Mahlzeit aber das Wesen der Einladung ist, fügen sich die Gastgeber europäischem Speisezettel. Sie können sich das leisten, einfachere Leute, die nicht in diesen Herrschaftsquartieren wohnen, können es nicht.

So hat sich die Rassenschranke weitgehend in eine Klassenschranke verwandelt, und das Hygienetabu wird nur noch gegen jene praktiziert, die außerhalb dieser Inseln, also wirklich in Afrika wohnen. Aber zu Unrecht. Denn was einem vorgesetzt wird gemäß traditioneller afrikanischer Küche, ist derart gründlich durchgekocht und gebraten, daß auch die hartnäckigste Mikrobe vernichtet ist. Und was man ungekocht zu sich nimmt, wie die Früchte, befindet sich in sicherer Schale. Selbst die getrockneten Fische kann man bedenkenlos vom Markt weg genießen, die Schale, auf der sich die Fliegen tummelten, ißt man nicht mit, das Innere hingegen ist schmackhaft und gar.

Freilich mundet das gleiche Gericht nicht in jedem Haushalte gleich, wie überall ist auch in Afrika nicht jede Hausfrau eine vollendete Köchin.

Die Umstellung auf afrikanische Kost ist, wie ich darstellte, kein Vergnügen, und die Rückgewöhnung an europäisches Essen ebenso unangenehm. Wenn der Körper sich an die starke Würzung gewöhnt hat, erscheint ihm das milde europäische Essen unsäglich fade, es ist, als ob man Mörtel mit Kleister kaue, und zu den ersten Mahlzeiten stellt sich ein kaum unterdrückbarer Brechreiz ein. Zwar läßt sich das Unbehagen durch gründliches Nachwürzen mit rotem Pfeffer mildern, wofür jedoch europäische Gastgeber meist wenig Verständnis zeigen.

DIE SCHM

DAS SCHLECHTESTE THEA

Wir konnten uns nicht so ein großes Inserat leisten, daß unser ganzer Theatername daraufpaßte, denn wir wollen auch weiterhin Studenten auf Eintrittskarten Ermäßigung geben. Studentenpreise: 60, 80 Pf, 1, 2, 3 DM (außer samstags). Die Schmiere das schlechteste Theater der Welt. Im Karmeliterkloster, Telefon 21066

Gérald Félix Tchikaya U'Tam'si

les eaux croupies

dès qu'une molécule d'eau fut muselée
je reverdis
fleurant mal le cresson
et le lait végétal
des filles mères folles
je leur tordais les chevilles

Je fis de mon ventre un coussinet
pour l'une d'elle
pour sa charge d'eau
qu'elle allait rendre à une forêt de sel gemme
pourquoi celle-là plus qu'une autre
la suite est pour mon coeur

les flammes dansent devant moi
je sue contre elle
une eau croupie et flasque

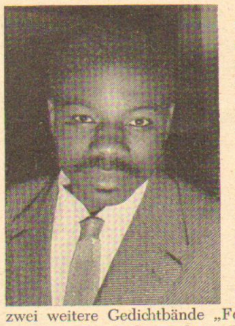
un crachat boumérang
fossilise une lave
jaillie de ce volcan de corps mendiant le feu
des hibiscus aux plaies de leur lèpre hautaine
et tout fourbu je perds toute notion de socle
je surestime l'or du charnier mondial
dénigre tout pollen
assexue tout parfum
qui ne m'est pas complice
je coupe en sept mon vin
ce ventre est mon ciboire
mal est d'y boire o vie
les meilleures eaux vives

le mal est pollué
par le meilleur sang
de ton corps fille mère
sammy sammy sammy
qui a charge d'eau vive
par piété par amour
la folle depuis folle
enfume son bébé
au feu de l'oubli folle
au feu folle au feu
le feu me forge une ombre
ma tête est l'enclume ou
il pose ma chair rouge

à coup de langue une ombre
est fargée fluide est large

et le feu bat des mains
loue mes contorsions

le feu me paie mon ombre
j'irai de ville en ville
pour tout foyer danser
au feu les mains ouvertes
jusqu'à ce que mes cils
tombent sous un orage
d'eau croupie et d'eau flasque
plus trampé que l'acier



Gérald Félix Tchikaya U'Tam 'si ist ein Bantu aus dem Gebiet des mittleren Kongo, ein kleiner, schmaler junger Mann. Er besuchte französische Schulen und studierte an der Universität von Paris. Heute lebt er in Paris und arbeitet für Radio „France-Outre-Mer", den Sender der Communauté.

1955 erschien sein erster Gedichtband „Le mauvais sang", von dem Leopold Sédar Senghor sagt, daß: „Il l'avait le caratère insolite du message." In den nächsten Jahren veröffentlichte Tchikaya U'Tam'si zwei weitere Gedichtbände „Feu de brousse" und „A tricheCour", die ihn in die vorderste Reihe der „Négritude" rückten

Tchikaya U'Tam'si ist einer jener Dichter, die man wie Césaire oder Senghor zu den Surrealisten rechnen möchte. Doch die Bezeichnung Surrealismus verblaßt vor der Stärke und der eruptiven Gewalt der Sprache. Der Dichter verwendet die Sprache afrikanisch, er nimmt das Wort, um zu beschwören. Seine Bilder tragen die Zauberkraft des Wortes, verändern die Zukunft, bauen eine neue Welt. Für den afrikanischen Dichter besitzt das Wort die Kraft, die Umwelt zu verändern. Mittels des Wortes befiehlt der Dichter allen Dingen, seine Bilder ordnen das Leben. In der afrikanischen Poesie wie in der afrikanischen Musik ist Ordnung untrennbar mit dem Rhythmus verbunden. Die Rhythmik der Bildfolgen — Worte, Bilder, einzelne Gedanken, werden zu Leitmotiven erhoben, variiert und abgewandelt — ähnelt der Polymetrie afrikanischer Trommelorchester.

Das Gedicht dieser Ausgabe ist bisher unveröffentlicht.

Wolfgang Vogel

Kurt Sigel

BOHEME

Der Regen hält eine schmatzende Predigt.
Die Sperlinge führen wütende Anarchistengespräche.
Der Müllkastendeckel im Hinterhof plärrt.
Halte dein Hemd in den Wind, die versporte Fahne,
vielleicht, daß sie ein Zeichen dir gibt.
Streu Gerüchte, bitter, ins Vogelfutter, wünsche
der Nacht guten Morgen und halte dein Glied steif.
Träume von einem Mahl ohne Schimmel, einem Fisch,
der nicht stinkt, einem glühenden Ofen und zwei weißen,
sehr zarten, gewaschenen Füßen. Geh,
und verdien dir ein Trinkgeld.

Foto: Abisag Tüllmann

Wolfram Menzel

Auf einem Besen

Marcos Augen standen zwischen Kreisen müden Rauches. Vor einer Stunde hatte man Wein gebracht, seit einer Stunde hielt er das halbgeleerte Glas auf der schmutzigen Tischplatte fest. Er hockte in Krusten auf seinem Schemel, die Zigarette wurde Asche.

Die kleine hellrote Spitze — zwischen vergessenen Fingern — sank auf den Teller seiner Hand, stach in die Haut — da zuckte er auf, sah in dem Schwanze von Funken wieder die Sonne vor sich. Und in der Sonne ihren dünnen Körper: Sie ritt auf einem Besen —

„Ihre Stimme erst . . .", dachte er.

Ihre Stimme suchte zwischen Luftlöchern (was nur?); Arme — und ihre Augen noch schienen blond — Arme, Schultern verbargen sich hinter der eingelernten Bitte: „Favorisca . . . favorisca portarmi . . ." — und da knickte die Stimme, zerfiel zwischen Pausen.

Dann saß sie neben ihm auf dem schmutzigen Sitze seines Lastwagens; doch schien ihr Körper zu arm und schütter, dem Polster sich hinzugeben, und so — unter die Peitschenhiebe der Kolben geduckt — hielt er sich zitternd im Schweben.

Die Sonne sprang um die Kurve. Jäh schmerzend zogen sich die Lider des Mädchens zusammen: Helle Räder tanzten im Schwarzen — wie damals — damals war ihr Orangensaft ins Auge gedrungen — in der Sonne, im Takte kamen die Bilder von Wochen zuvor.

Eine große magere Stadt in Deutschland. Die Tage hingen wie Teig an Augen und Händen; jeder — kaum war er morgens aus einem Brunnen Betäubung heraufgekommen — wartete glotzend auf den nächsten und dritten.

In seinem Stangenbette lag ihr kleiner rhachitischer Bruder. Fünfuhrmorgens an diesem Bett überkam sie der Hunger nach Sonne —, ließ sie dann die Stunden, den Vormittag in unverdauten Brocken in sich stauen: irgendwo im Süden mußte ein Meer von Sonne sein.

Sie hatte eine Orange gestohlen und sich mit ihrem Raub zur Franziskuskirche geflüchtet (fröstelnd in ihre dünnen Schultern gehüllt, während die krächzende schwere Pforte hinter ihr versank und schmerzte —, aber ihren unermeßlichen Schatz am Leibe haltend), hatte sich ganz hinten in eine der Kniebänke gekauert. So traf sie aus grünen Fenstern die Sonne. Ihre mageren Finger spannten sich um die Frucht. Sie ritzte — nach ihrem Hochfeste zitternd — mit dem Daumennagel die Schale, helle Säure schnitt in ihre Augen (— blendende nackte Räder).

Und noch Stunden später schmeckte sie das scharfe Fleisch durch ihre dünne, nervöse Nacht.

Aus spärlichem Wald trat die Straße ins nackte Licht. Marco zog den Wagen an die Steigung heran, die Felsen warfen den Schlag der Kolben zurück. (Marco hatte im Kriege Panzer gefahren, und die gepreßte stählerne Luft schien noch in Schuppen an seinem Nacken zu liegen.) Seine Haut glänzte.

Die Zylinder stießen ungebrochene Glut ins Führerhaus. Marco reichte dem Mädchen die Flasche mit saurem Rotwein hinüber. Sie fühlte seine Knöchel an ihrer Haut, und den harten Leib. Einen Knoten in der Hitze. Ihre Nerven waren um seinen Hals (das bunte Madonnenbild, das er jeden Morgen und Abend küßte) —, mit den Spitzen ihrer Haare spürte sie seine Arme: nackte Könige. Die gleichgültig, federnd über dem Steuer lagen.

Marco fuhr schnell. (Es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, meinten die Leute in den Dörfern, wie Marco den schweren camion um die Kurven bringe: Marco fahre wahnsinnig.) Aber das wußte er nicht; er handhabte Kurven wie ein Messer, Brot zu schneiden: ohne daß ihre Tödlichkeit ihn berührte.

Auch dem Mädchen hatten die Kurven nun das Gefühl zerschnitten, daß sie sterblich sei; nichts blieb, als — eine Platte Stahl an ihren Augen — die Fahrt. Die Kolben zerstäubten die Zeit; nun hing sie, ein glänzender Nebel und richtungslos, hell im Leeren.

Das Pflaster tanzte, lachte.

(— sein glatter Leib auf Leder: Apollo, der sich die Sonne spannte —)

(„. . . süßes Fleisch und Blut.") In harten Stößen schnitt ihr das Blut in die Schenkel.

(„mein Fest —"), und sie ritt auf einem Besen. Sie ritzte mit dem Daumennagel die Sonne —

Marco zuckte unter ihrem Biß: einer Katze an seinem Schenkel. Im Reflex trat er das Gas, hart in der Kurve sprang der Wagen nach vorne. Marco (er preßte das Steuerrad in die Kurve) schnellte mit einem glatten Ruck seines Körpers den Tod, die Hexe, beiseite.

Wie ein Tropfen Silber sprang sie von ihm ab — durch die offene Seite des Führerhauses, von der Fliehkraft getragen, ein blanker Pfeil in die Sonne.

An dieser Stelle fällt der Felsen neben der Straße senkrecht zum Meere hinunter.

Asche beschmutzte den Tisch und Boden.

Marco stand dann auf, ging — einen unendlichen Weg — zur Türe. (Sie hatten der Zeche vergessen), er öffnete die Türe und schloß sie aus der leeren Hand.

Der Wagen stand ihm aus der Nacht entgegen, mit Flügeln armselig ungeheuer.

Marco fror. Am Gaspedale, stumpf an seinen Stiefeln spiegelte sich der Mond. Der Motor sprang an.

jürgen morschel

weg im uhrzeigersinn

„die welt ist voll mit leuten, welche ihr leben damit verbringen, sich gegenseitig zu unterhalten von dem, was sie schon wissen." über das abgetretene feld dreht sich unter der roten flagge der untergehenden sonne ein rad. ich habe den toten vogel der gegenwart vergessen.

die welt ist voll mit leuten, die das atmen probieren; und mit einem bißchen geschrei könnte man an jeder straßenecke eine golgathastunde machen. es dreht sich alles um die nabe. nichts ist so tief wie es scheint, auch das licht an der nacht lichtet kein geheimnis.

die erde liegt auf der seite und betrachtet ihr gesicht im meer, die erde ist die betrachtung des gesichts im meer. ist das abgewandte gesicht das in die betrachtung verloren ist. die erde ist das ding, das nur eine seite hat.

es wird nicht später, und es war nie früher. die zeiger drehen sich um den gleichen fleck, um das feld im abendrot der schlagzeile und zeigen jede stunde in eine andere richtung. welchen weg willst du gehen. ich male dem sand flügel an; warum fliegt der sand nicht. die welt ist voll mit leuten, mit händen im schoß, mit abendrot. hier brennt noch licht.

die wege führen hinter das licht. ich betrachte mein gesicht im sand, mein gesicht ist die betrachtung des sands ist sand, der sand ist der sand. die düne ist noch weiß vom scharfen ritt unter dem meer. eine sichel köpft im mittag die stunden. die welt ist voll mit leuten, die im uhrzeigersinn gehen.

H. G. Kiesow

PARABELN

ZEIT

Die Zeit, sie zeichnet nur noch
Schattenrisse.
Die Zeit, sie glimmt nur noch
Wenn Kinder spielen.
Die Zeit ist eine Treppe,
Etwas schief.
Abends: Vergessen, darüber einschlafen.
Morgens: Vergessen.

SCHRITTE

In der Hauptstraße die Fußtritte
Des Volkes.
Kleine Bombentrichter,
Aus dem Asphalt gestampft.
In den winkligen Gassen
Wird das Gemurmel lauter.
Abseits klappern sie alle,
Abseits verhallen sie auch.
Wenn es dunkler wird
Schreien sie auf, todwund, tierhaft.
Dann flüstern die Alten,
Ziehen die Schultern ein.

ZEITUNGSFRAU

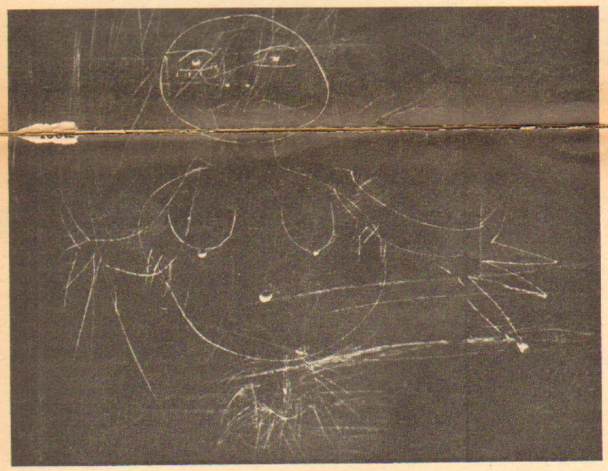
Manchmal schleppe ich
Einen Pflasterstein ins Wohnzimmer.
Ein Stein aus dem Trümmerfeld
Hinter den hohen Mietskasernen,
Ihr kennt sie?
Abends sitzt
Eine alte Frau
Auf meinem Pflasterstein.
Das Gesicht eine Träne.
In der Nacht wird es regnen.
Der Regen wird Schlagzeilen
Aufs Pflaster trommeln.

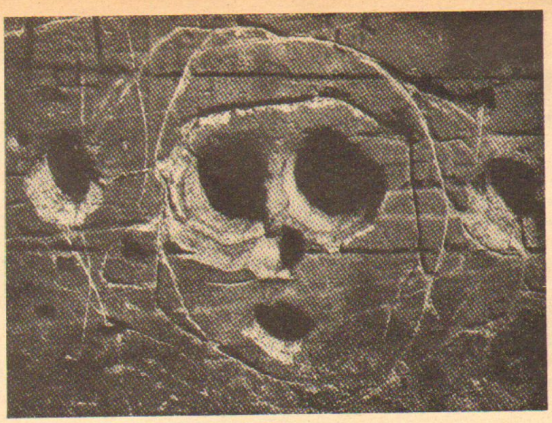
BESUCHER

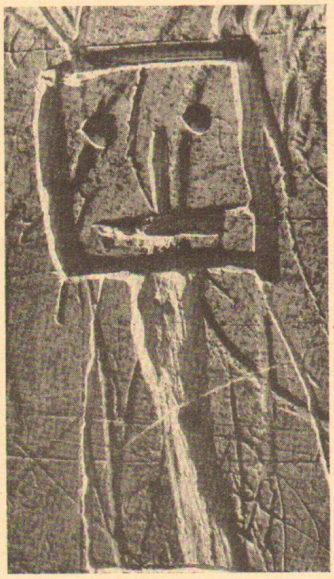
Mein Mädchen darf niemandem
Die Tür öffnen.
Der Klöppel ist verrostet.
Meine Besucher kommen von weit her.
Sie kommen und gehen über die Feuerleiter.
Ich lausche, rate.
Woher und wohin?
Höre die Stimmen.
Schlafe, schlafe.
Nur manchmal weckt mich
Das schrille Gelächter
Der Hausglocke.
Wie lange noch?
Die Nachbarn meiden mich.
Sie sagen: Er ist gefährlich.
Sie lassen mich nicht schlafen,
Sie wollen mein Haus zerstören,
Sie wollen meine Feuerleiter abreißen,
Sie wollen . . .

Graffiti

PHOTOS VON BRASSAÏ







Geheimnisvolle und zufällige Strukturen und Figurationen, wie sie jedermann von den abbröckelnden Wänden kriegszerstörter Häuser geläufig sind, mögen heute mehr denn je den Sensus für die Kratzbilder des französischen Fotografen Brassaï schärfen. Dies zumal, da man allmählich das Gespür für die aufregende Nähe solcher „Graffiti" zu den experimentellen Vorstößen der modernen Malerei erkennt, ohne freilich daraus allzu kühne Folgerungen zu ziehen. Nach vielbeachteten Ausstellungen der „Graffiti"-Fotos in den USA hat nun der Chr. Belser Verlag in Stuttgart diese erregende Kunst der Wand in einem großzügig aufgemachten Band ediert. Wir werden nach dem Abdruck der sechs Proben auf dieser Seite das Buch in einer der nächsten DISKUS-Ausgaben noch ausführlich besprechen. Es hat diese Veröffentlichung hinfort als ein wichtiger Beitrag zur Formulierung einer neuen Ästhetik zu gelten, deren Diskussion bekanntermaßen nun seit Jahren von verschiedenen Seiten angetrieben wird. Die Bilder sind — von oben nach unten — aus den Kapiteln „Zauber", „Tod", „Liebe", „Masken und Gesichter" und „Primitive Bildnerei" entnommen.